

Eddy Langer

Agaven am Fluß



PRINCIPAL

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

2. Auflage, 2005

ISBN 3-932293-74-6

Copyright © 2001 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Eddy Langer

Agaven am Fluß



PRINCIPAL VERLAG

Ein ganz besonderer Dank geht an meine Schwiegermutter. Ihr Tagebuch diente mir als Leitfaden für diesen Roman.

Sigurd Schneider, dessen Werke man unter

www.Schneidergallery.com

bewundern kann, malte mir das zum Buch passende Ölbild, das ich als Cover verwenden durfte. Vielen Dank, Sigurd!

Quito

Der alte Kachelofen verbreitete eine wohlige Wärme im verdunkelten Wohnzimmer meiner Eltern. Flackernde Kerzen, die sich in tanzenden Schatten an der Wand widerspiegelten und immer neue Bilder schufen, gaben dem Raum eine behagliche Atmosphäre. Meine Augen wanderten langsam über die mir liebgewonnenen antiken Möbelstücke, als wäre es ungeheuer wichtig, mir jede Einzelheit ganz genau einzuprägen.

Dieser verdammte Krieg! Alles machte er zunichte! Wolf und ich hatten unsere Heirat seit langem geplant. Unsere Verwandten schickten Geschenke in unsere Wohnung, in die wir noch einziehen wollten. Und plötzlich brach alles zusammen. Wolf gelang in allerletzter Minute die Flucht. Sein Leben war in höchster Gefahr, weil er zu den Kritikern des Hitlerregimes zählte. Ich blieb in größter Sorge zurück, weil ich nicht wußte, ob er es geschafft hatte, sich durchzuschlagen. Später erreichten mich Nachrichten aus Prag, aus Italien und der Schweiz von ihm, in denen er mir mitteilte, daß er alles gut überstanden und eine Einreise- und Aufenthaltsgenehmigung in Ecuador bekommen habe. In jedem seiner Briefe leuchteten mir seine mit rot geschriebenen Sätze entgegen:

Wirst du das Leben auch jetzt noch mit mir teilen wollen? Wirst du mit mir gehen und mich nicht verlassen?

Oh Wolf, Welch eine Frage, auf jeden Fall würde ich zu dir kommen, noch nie war ich mir so sicher. Das war der Weg, den ich zu gehen hatte, und ich ging ihn gerne.

Dann erreichten mich verzweifelte Briefe, in denen Wolf mir nicht zumuten wollte, ein unsicheres Emigrantenleben zu führen.

Habe ich hier in Österreich eine Heimat? Man hat sie uns genommen! antwortete ich darauf. *Wir sind jung, wir werden es schon schaffen. Der Krieg wird bestimmt nicht ewig dauern.*

Einige Monate später teilte mir Wolf verschlüsselt mit, daß ich jetzt nachkommen könne.

Es vergingen viele Wochen, in denen ich mich durch zahllose Formulare und etliche Behörden durchkämpfen mußte, bis ich endlich die Ausreisegenehmigung erhielt. Und nun war die Stunde des Abschieds gekommen. Mein Vater räusperte sich, nahm Wolfs Briefe an sich, die verstreut auf dem Tisch lagen, und brachte sie zum Kachelofen. Er schaute mich an und fragte mit ernstem Gesicht, ob ich denn tatsächlich bereit sei, mit Wolf diesen unsicheren Weg zu gehen. Als ich ihm antwortete, daß ich ihm selbstverständlich folgen würde, lächelte er und meinte, daß er nichts anderes von mir erwartet hätte. Seine Hand zitterte ein wenig, als er die Klappe des Ofens öffnete. Die Flammen züngelten gierig, als lechzten sie nach weiterer Nahrung, während sie Wolfs Briefe verschlangen. Meine Eltern umarmten mich, als wollten sie mich nie wieder loslassen. Selbst mein Vater bekam feuchte Augen, da seine einzige Tochter ins Ungewisse gehen würde.

Die trübe neblige Novembernacht und das traurig verdunkelte Wien paßten haargenau zu unserer Stimmung. Mit größter Mühe ergatterten wir ein Taxi. Der Südbahnhof schlummerte wie ein dunkler Riese vor sich hin, und in der großen Halle war es ungemütlich kalt. Zu dieser Kälte trugen sicherlich auch die Soldaten bei, die überall zu stehen schienen. Uniformierte SS und SA. In einer Ecke, ganz nah zusammengedrängt, ein Dutzend Menschen - Junge, Alte und Kinder, eingeschüchtert von den lautstark gebrüllten Kommandos ihrer Bewacher. Es waren Juden, die das Glück hatten, eine Ausreisegenehmigung zu besitzen. Die Angst, jeden Moment könne diese Ausreise untersagt werden, stand ihnen förmlich ins Gesicht geschrieben. Die Abteile der ersten Klasse waren nur mit einzelnen SA - Gruppen besetzt. Den Juden erlaubte man erst in der allerletzten Minute, aus der Halle zum Zug zu laufen. Alte, die atemlos hetzten, Frauen, die schreiende Kinder schleppten, und Männer, die gerade noch auf den langsam anfahrenden Zug springen konnten. Mein Vater war den Bahnsteig weit hinausgelaufen. Er war der letzte, den ich sehen konnte. Ich winkte ihm zu, bis er nur noch als kleines Pünktchen zu sehen war. Abschied von meinen Eltern, Abschied von meiner Heimatstadt Wien. So hatte ich mir die Abnabelung vom Elternhaus in den kühnsten Träumen niemals vorgestellt.

Gegen Mitternacht erreichte ich Genua. Halbverhungert kam ich ins Hotel, doch zu meinem Leidwesen war die Küche in der Nebensaison geschlossen. Dafür erwartete mich ein Stapel Briefe von Wolf. Eilig lief ich damit in mein Hotelzimmer und schloß mich ein, aus Angst, jemand könnte sie mir stehlen. Wolf schrieb, ich solle sofort zur Bank gehen, um dort für mich hinterlegtes Geld abzuholen. Anschließend sollte ich zum Büro der Schiffslinie gehen und mich nach der nächsten Abfahrt erkundigen, die Überfahrt sei schon bezahlt. Außerdem müsse ich mich zum Ecuadorianischen Konsulat aufmachen, um mich vom Konsul in Vertretung pro forma trauen zu lassen, das sei leider notwendig, um die auf seinen Namen ausgestellte Aufenthaltsbewilligung ausgehändigt zu bekommen. Mein Pro-forma-Mann sei im übrigen der Konsulatsarzt, ein alter Herr aus bester Familie. Vor lauter Aufregung konnte ich kaum schlafen.

Im Konsulat wurde ich herzlich begrüßt, sogar ein Dolmetscher war zugegen, ein älterer, mir nicht unbedingt sympathischer Herr.

»So so, Sie also sind die ›Braut‹ unseres Doktors«, lachte der Konsul. »Trauen kann ich Sie leider nicht, denn nach dem Gesetz ist das bei Ausländern nur möglich, wenn beide Beteiligten bereits früher in Ecuador gelebt haben. Ich kann Ihnen allerdings ein Touristenvisum ausstellen, mit dem Sie sofort in Ecuador heiraten müssen, am besten gleich am Tag Ihrer Ankunft, damit Sie früher verheiratet sind als die Papiere in Quito bei der Emigrationsbehörde eintreffen.«

Mein verhinderte Pro-forma-Bräutigam war sehr freundlich und mußte über die komische Situation lachen.

Auf der Schiffslinie sah man mich erstaunt an, als ich mich nach einem Platz für das nächste Schiff nach Ecuador erkundigte.

»Ein Platz auf einem Schiff nach Ecuador? Na, wenn Sie Glück haben, können Sie vielleicht im März damit rechnen, auf keinen Fall früher!«

Die riesige Halle der Schiffslinie wurde ständig von Flüchtlingen aus aller Herren Ländern belagert. Ich glaube, sie übernachteten hier sogar. Ich war verzweifelt. Vier Monate sollte ich warten? Bis dahin würde das Geld restlos ausgegeben sein. Was sollte ich tun? Schließlich erbettelte ich mir einen Termin beim Direktor der Schiffs-

linie und erklärte ihm, daß meine Überfahrt bereits vor sechs Monaten längst bezahlt worden sei. Daraufhin versprach er, alles für mich zu tun, was in seiner Macht stehe.

Woche um Woche verstrich vergeblich. Bald mußte ich vom Hotel in eine billigere Pension ziehen, die eine freundliche Südtirolerin betrieb.

Doch eines Morgens hieß es, daß der Überseedampfer *Augustus* in fünf Tagen auf der Fahrt nach Valparaiso einlaufe. Ich muß mit, sagte ich mir, und wenn es nur in der Hängematte ist. Drei Stunden vor Abfahrt wurde tatsächlich ein Platz frei. Ich glaube, ich hatte noch nie in meinem Leben einen Taxifahrer dermaßen zur Eile angetrieben wie an diesem Tag. In atemberaubendem Tempo fuhren wir in die Pension, holten meine Koffer ab und rasten zum Hafen zurück, wo innerhalb kürzester Zeit sämtliche Formalitäten erledigt werden mußten. Ich verpflichtete mich unter anderem, keinerlei Forderungen an die Schiffseigner zu stellen, falls man mir auf der Reise Schwierigkeiten wegen meines deutschen Passes machen sollte. Angeblich sollten Besitzer deutscher Pässe schon öfter von patrouillierenden Kriegsschiffen der Alliierten vom Schiff geholt und in ein Konzentrationslager gesteckt worden sein. Aber was konnte ich machen? Mir blieb ja doch nichts anderes übrig, als alles zu unterschreiben.

Ecuador gehörte damals zu den wenigen Ländern, die bereit gewesen waren, Emigranten aus Deutschland und Österreich aufzunehmen. Es war eine traurige Fracht, die die *Augustus* über den unergründlichen Ozean trug. Uns hatten die Ereignisse des Jahres 1939 zu Emigranten gemacht, zu Entwurzelten. Wir waren Schicksalsgenossen, die eigentlich alle zusammenhalten sollten. Trotzdem gab es keine Einigkeit unter uns. Ich gehörte zu den sogenannten »politischen Emigranten«. Ich würde es am schwersten haben. Unser Schicksal teilten nur recht wenige. In unserem Paß fehlte das berüchtigte rote »J«, das diskriminierende Brandzeichen Hitlers, auf der ersten Seite. Das hatte mir schon auf der Reise Nachteile verschafft. Und obwohl die *Augustus* die Rettung bedeutete, beschlich mich ein ziehendes Gefühl ungewisser Angst. Was würde mich im fernen Ecuador, unserer neuen Heimat, erwarten? Würden wir dort Wurzeln schlagen?

Die italienische Besatzung der *Augustus* zeigte sich uns allen gegenüber sehr zuvorkommend. Ihnen war die Politik gleichgültig. Oft schien es mir unbegreiflich, wie dieser fremde deutsche Paß in meine Tasche gekommen war. Ich war nie in Deutschland gewesen. Ich hatte zu diesem Land praktisch keine Verbindung, und doch mußte ich mit diesem Paß um die halbe Welt reisen, weil wir auf Hitlers Geheiß unseren österreichischen Paß gegen einen deutschen eintauschen mußten. Die Nachteile wurden sofort offenbar, sobald man eine Grenze überschritt und die Grenzbeamten feststellten, daß auf der ersten Seite das »J« fehlte. Auch hier auf dem Schiff waren die meisten Mitreisenden sehr intolerant, manche sogar gehässig.

»Aber, aber, warum gehen Sie denn fort? Es ist doch jetzt so schön im Dritten Reich!« hieß es kopfschüttelnd. Andere strafte mich nur mit einem vernichtenden Blick, aber im Vorbeigehen hörte ich sie zischeln: »Jetzt schicken sie ihre Agenten schon überall hin!«

Wer konnte es ihnen verübeln? Sie hatten schwere Zeiten erlebt. Zum Glück gab es auch andere, die freundlich waren.

In La Guaira empfing uns geschäftiges Treiben. Wie Bienen schwärmen die Händler in ihren kleinen Booten zum Schiff. Den deutschen Paßinhabern mit dem fehlenden »J« wurde der Landgang jedoch verwehrt. Ebenso in Cristobal-Colon. Morgen seien wir in Salinas, sagte man uns, dem ecuadorianischen Hafen für Überseeschiffe.

Meine Koffer hatte ich inzwischen schon längst gepackt. Am nächsten Tag erfuhren wir vormittags gegen zehn Uhr über den Lautsprecher, daß alle Passagiere, die an Land gehen wollten, ihr Gepäck bereithalten sollten. Unmittelbar darauf stoppten die Maschinen, die Fahrt verlangsamte sich, und das Schiff ging vor Anker. Aber wo war das Land? Weit in der Ferne waren Silhouetten von Palmen auszumachen. War Ecuador eine Robinsoninsel? Wir würden auf hoher See ausgebootet, hieß es. Die Matrosen zeigten lachend auf seltsame, majestätisch das Wasser durchschneidende Objekte, die wie Seitenruder eines Flugzeugs aussahen und einen unwillkürlich beunruhigenden Anblick boten – bald wußten wir warum: Haie! Wir waren entsetzt. Wie sollten wir auf offener See von Bord kommen, ohne ein Leckerbissen für diese Ungetüme zu

werden? Plötzlich tauchten vor uns wie aus der Versenkung riesige Kräne auf, die große Netze hochhievt. Die Schiffssirene ertönte einige Male, aber an Land rührte sich nichts. Nach einer Stunde näherte sich endlich ein Motorboot. Ich konnte einen dunkelhäutigen Mann in einer weißen Uniform erkennen. Das sei der Emigrationschef, sagte man uns. Neben ihm stand ein weiß gekleideter Mann, der einen Panamahut trug. Er winkte lebhaft mit beiden Armen. – Wolf! Erregt rief ich seinen Namen, doch er ging im Motorgeräusch unter.

Endlich hatte er mich entdeckt. Jetzt trennte uns nur noch der Abstieg vom Schiff. Welche Bedeutung hatten jetzt Haie? Inzwischen war die See wesentlich lebhafter geworden. Das heruntergelassene, schmale, schwankende Fallreep, sah nicht gerade vertrauenerweckend aus. Die alten und gebrechlichen Leute, die sich ebenso wie viele Frauen mit ihren Kindern, weigerten, das Fallreep zu betreten, wurden kurzerhand in Netze gesetzt und mit dem Kran hinuntergelassen. Endlich kam die Reihe an mich. Vorsichtig kletterte ich die schwankende Leiter hinunter, immer von der Hand eines Matrosen zu der des nächsten mich hinabhangend. Dann hieß es: springen! Ich holte tief Luft, für den Fall, daß ich im Wasser landen sollte. Ich schloß die Augen. Als ich hinter mir einen leichten Schubs spürte, sprang ich los. Ich spürte, daß mich jemand auffing. Es war Wolf! Er zog mich unter einen Glasverschluss. Wir sahen uns stumm an und umarmten uns.

An Land mußten wir erst durch die Zollkontrolle, wo ein Emigrationsbeamter unsere Papiere überprüfte. Ich staunte nicht schlecht, als ich Wolf Spanisch sprechen hörte. Er verteilte gleich einige Geldscheine an die Beamten, die daraufhin mit äußerster Freundlichkeit die Dokumente studierten, obwohl sie offensichtlich keiner richtig lesen konnte. Für einen Großteil der gerade Angekommenen hieß es *Paciencia!* und *Mañana!* Schließlich waren die Beamten müde.

»Siehst du«, sagte Wolf, »jetzt kennst du bereits die wichtigsten Worte Ecuadors, nein, des ganzen Kontinents: *Geduld* und *Morgen*.«

»Bist du nun eigentlich mit mir verheiratet, oder nicht?« wollte ich von Wolf wissen.

Wolf lächelte. »Leider habe ich noch nicht das Vergnügen, mit

Ihnen verheiratet zu sein. Ich fürchte, es wird ein richtiges Wettrennen mit den Papieren für die Aufenthaltsbewilligung geben. Die standesamtliche Hochzeit ist jedenfalls für übermorgen um neun Uhr festgesetzt. – Ich hoffe, ich habe Sie nicht überrumpelt, Gnädigste.«

Ich schlang meinen Arm um seine Hüfte. »Ach«, seufzte ich, »ich wünschte, Sie hätten mich überrumpelt und mich gleich zum Standesamt verführt. Aber übermorgen, das ist ja noch so weit!«

Wir mußten in Guayaquil übernachten, um am nächsten Morgen früh um sieben ein Flugzeug zu nehmen. Jetzt hatte ich Zeit, mich ein wenig umzusehen. Hier sah es wirklich aus wie auf einer Robinsoninsel. Ein schöner Sandstrand mit hohen Palmen und Pfahlhütten. Im Hintergrund stach ein größeres Gebäude ins Auge. Ein aus Stein gebautes, neu entstandenes Hotel eines Italieners. Mit der Emigrationswelle machte er das Geschäft seines Lebens.

Die glühende tropische Sonne machte mir sehr zu schaffen. Nur gut, daß es im Hotel etwas kühler war. Es gab sogar einen mit Getränken gefüllten Kühlschrank.

Wolf strahlte mich an. »Jetzt ist alles nur noch halb so schwer. Es war schrecklich ohne dich, einfach unerträglich. Ich wußte ja nicht, was dir alles unterwegs zustoßen konnte. Mein Gott, welchen Gefahren habe ich dich ausgesetzt! Und du hast alles für mich auf dich genommen. Gibt es eigentlich eine Steigerung von Liebe?« fragte Wolf und drückte mich fest an sich.

Der nächste Morgen begrüßte uns mit strahlend blauem Himmel. Schon um sechs Uhr bekamen wir das Frühstück auf der Terrasse serviert. Für mich war es eine Glanzleistung, so früh aufzustehen. Verträumt schaute ich aufs Meer. Ich liebte es, aber wer wußte, wann ich es wiedersehen würde?

Einige dunkelhäutige Gestalten erschienen und schleppten unser Gepäck über sandige Wege zu einem rätselhaften Vehikel. Es sah aus wie ein Autobus, der auf Schienen fuhr. Es mußte schon uralt sein, denn es war mit zahlreichen Blechstücken geflickt worden. Zum Glück hatte dieser merkwürdige »Schienenbus« offene Fenster, was bei dieser Hitze ein Segen war. Die Sitze waren eng und hatten zerlöchernde Bezüge.

»Es ist nie ganz sicher, wann wir in Guayaquil eintreffen«,

meinte Wolf. »Meistens kommt man mit diesem Schrotthaufen um die Mittagszeit an.«

Die karge sandige Landschaft, die lediglich durch vereinzelte niedrige Sträucher aufgelockert wurde, erschien durch das ununterbrochene Klappern der losen Blechstücke wie eine riesige Ödnis. Weit und breit war keine menschliche Siedlung in der flimmernden Hitze zu sehen. Nach ungefähr zwei Stunden, wurde die erste Station angekündigt. Kurz darauf erreichten wir einen kleinen Ort, der den vielversprechenden Namen Progresso, Fortschritt, trug. Doch außer ein paar armseligen, aus Holz und Schilf zusammengebauten Pfahlhütten war von Fortschritt nicht viel zu sehen, abgesehen davon, daß an einer Hütte ein großartiges Schild mit der Aufschrift »Bar« hing. Sofort steuerten die Leute darauf los, denn sie wußten, daß man hier zumindest eine warme Coca-Cola bekam. Wer ein dringendes Bedürfnis hatte, mußte sich etwas weiter ins Gestrüpp schlagen, denn hygienische Einrichtungen waren hier unbekannt. Allerdings mußte man damit rechnen, durch den warnenden Ruf des Busfahrers aufgeschreckt zu werden.

»Cuidado serpientes!« Vorsicht Schlangen!

Plötzlich hatten es alle eilig in den Bus zu kommen. Anschließend ging die Fahrt durch die glühende Hitze weiter bis nach Guayaquil. Mittlerweile war es schon ein Uhr mittags geworden. Ich hatte das Gefühl, keinen heilen Knochen mehr zu haben. Kaum waren wir ausgestiegen, stürzte sich eine Horde Gepäckträger auf uns. Wir mußten unsere Augen überall haben, damit keiner mit unseren Koffern das Weite suchte. Schließlich trugen zwei Eingeborene meine Sachen in ein neu erbautes Hotel in der Nähe. Außer den über den Betten gespannten Moskitonetzen und den Metallgittern an den Fenstern bestand der einzige Zimmerluxus aus einer Waschschüssel mit einem Krug Wasser. Man servierte uns sogar noch ein ecuadorianisches Menü. Im Gegensatz zu zahlreichen Mitreisenden, die nur lustlos auf ihren Tellern herumstocherten, schmeckte es mir sehr gut. Als Vorspeise gab es eine Avocado, dazu etwas Fleisch mit Reis und einen Kaffee.

Während der langen Siesta konnte man keinen Menschen auf der Straße entdecken. Wir hatten Zeit, uns die Stadt anzusehen. Überall sah man Steinhäuser mit glaslosen Fenstern. Ein Geschäft reihte sich ans andere, manchmal von einem Kino oder einem Café

unterbrochen. Es wimmelte von Passanten, und der Lärm war unbeschreiblich. Es gab unzählige Straßenhändler, die einem ständig ihre neue Ware in den höchsten Tönen anpriesen. Spärlich bekleidete Schuhputzer, darunter noch ganz kleine Kinder, offenbarten sich als Partisanen im Kampf um den Kunden; in der einen Hand hielten sie ihren Holzkasten mit den Putzutensilien, mit der anderen bemächtigten sie sich dreist der Schuhe, ehe man überhaupt protestieren konnte.

In den Nebenstraßen war es weniger schön. Überall lagen Kakaokörner zum Trocknen auf der Straße. Die Häuser waren aus einfachem Holz oder aus Schilfrohr gebaut. Durch schadhafte Stellen konnte man bis ins Innere sehen. Überall starrte uns unbeschreiblicher Schmutz entgegen. Schließlich zogen wir es vor, zur Hauptstraße zurückzukehren.

Am Abend gingen wir ins Kino. Obwohl ich die Sprache nicht verstand und überhaupt keine Ahnung hatte, was auf der Leinwand passierte, fand ich das Ambiente sehr interessant. Im Kino war alles erlaubt, was normalerweise verboten ist. Numerierte Plätze gab es nicht, jeder setzte sich, wohin er wollte. Die Leute rauchten und tranken ungeniert. Überall lagen Flaschen auf dem Boden. Auffällig war, wie viele Männer im Publikum saßen. Frauen waren kaum zu sehen.

Als wir das Kino verließen, wehte bereits ein leichter, befreiender Wind vom Meer herüber. Auf unserem Spaziergang entdeckten wir eine offene Kirchentür. Wir wollten uns die Krippe, die schon für Weihnachten aufgestellt war, genauer ansehen. Sie verschwand fast völlig zwischen bunten Bällen, Puppen, Stofftieren und kleinen Autos, die man rings um sie aufgestellt hatte, Geschenke für das arme Jesuskind. Überall wucherten zahllose Blattpflanzen und Blumen in bunten Vasen. Die tropische Weihnachtskrippe löste bei mir wehmütige Erinnerungen an die weiße Weihnacht in Wien aus.

Als wir aus der Kirche traten, wurden wir jäh aus der friedlichen Stimmung herausgerissen. Auf dem Kirchplatz gab es ein fürchterliches Handgemenge. Männer schlugen aufeinander ein, und plötzlich knallten Schüsse. Die Menschen liefen aufgeregt durcheinander. Wolf nahm mich an die Hand, und wir rannten durch Seitenstraßen zurück in unser Hotel. Der Hotelier beschwich-

tigte uns, die linksgerichtete Partei habe lediglich mit der rechtsgerichteten einige Unstimmigkeiten ausgetragen. Na, uns reichte es!

»In der Sierra sind die Leute viel gemäßigter und bedächtiger als das temperamentvolle Volk an der Küste, wo Streit gleich mit wilden Schießereien ausgetragen wird«, beruhigte mich Wolf.

Doch das sollte noch nicht die letzte Aufregung des Tages gewesen sein. Vor dem Schlafengehen beobachtete ich einen großen braunen Käfer, der es sich auf meinen Hausschuhen recht bequem gemacht hatte. Ausgerechnet meinen Pantoffel schien er sich als Nachtlager auserkoren zu haben. Entsetzt stürzte sich Wolf auf ihn, um ihn zu vernichten.

»Das ist ein Cucaracha!« erklärte er. »Die fressen alles, was sie erreichen können, ob Schuhe oder Kleider. Sie sind an der Küste wirklich eine furchtbare Plage. Gott sei Dank haben wir in Quito nichts damit zu tun.«

»Oh«, sagte ich, »dann auf nach Quito!«

Am nächsten Morgen waren wir Punkt sieben auf dem Flugplatz. Er lag weit außerhalb der Stadt. Der Weg dorthin führte über eine holprige Straße durch sumpfiges Gebiet, wo vor einer kleinen *Ju* uns zwei deutsche Piloten freundlich grüßten. Von Guayaquil nach Quito flog nur die Fluglinie der *Sedta*, die einer deutschen Gesellschaft gehörte. Wolf kannte die beiden Piloten aus Quito. Im Gegensatz zu ihrer Maschine sahen sie durchaus vertrauenerweckend aus. Wie sollten wir mit diesem kleinen Ding über die sechstausend Meter hohen Anden hinwegkommen? Wieder mußten wir warten – doch, so eigenartig es klang, wir warteten auf die anderen Passagiere.

»Die Leute hier sind nie pünktlich«, erklärten die Deutschen lachend, als sie meinen erstaunten Blick sahen.

»In der nächsten Zeit werden Sie noch genug staunen, warten Sie es ab!« prophezeiten sie mir.

Wie recht sie haben sollten!

Irgendwann war auch der letzte Passagier eingetroffen, so daß wir endlich losfliegen konnten. In der klaren Sicht entblätterte sich vor unseren Augen eine wildromantische Landschaft. Deutlich konnte man die zahlreichen Flußarme des Guayas in dem knapp vor der Mündung gelegenen Sumpfgebiet erkennen. Es folgte, so weit das Auge reichte, dichter Dschungel. Keine Siedlung, nirgends

ein Haus. Dann stieg die *Sedta* immer höher, bis zu den luftigen Leibwächtern der schneebedeckten gigantischen Anden. Oft waren die Wolken zum Greifen nah. Das Atmen fiel langsam schwer. Viele Passagiere wurden luftkrank. Immer wieder fiel die kleine *Ju* torkelnd in jähe Luftlöcher. Ich bewunderte die Kunst der Piloten, die ohne großartige Navigationsinstrumente durch dieses Gewirr von Bergspitzen hindurchfanden. Als wir nach eineinhalb Stunden auf der Landebahn der Hauptstadt Quito aufsetzten, atmeten wir erleichtert auf. Trübes, kühles regnerisches Wetter empfing uns. Nach der brütenden Hitze der Küste wirkte die Frische geradezu wohltuend. Beklemmend war nur die dünne Luft, schließlich waren wir auf 2.800 m Höhe.

In rasender Fahrt fuhren wir mit dem Taxi zum Standesamt. Vor einem grauen Amtsgebäude erwarteten uns unsere Trauzeugen. Ein nettes Ehepaar, ungefähr in unserem Alter. Im Gebäude selbst empfing uns ein Beamter, der mir ein Papier zum Unterschreiben vorlegte. Ich hatte keine Ahnung, was ich da unterschreiben sollte, aber Wolf meinte, es hätte seine Richtigkeit. Schließlich wurden wir in einen weiteren Raum geschickt. Ein Herr hielt uns eine lange Rede auf Spanisch. Ich habe kein Wort verstanden. Aber irgendwann spürte ich, daß Wolf mich mit dem Ellenbogen leicht anstieß, und ich sagte, wie wir es vorher verabredet hatten, laut und deutlich »Si!« Der Herr hörte plötzlich auf zu reden und reichte uns allen die Hand. Wolf lachte mich an und sagte, daß wir nun vor der Republik Ecuador rechtmäßig verheiratet seien. Es war ein schrecklich nüchterner Vorgang gewesen. Doch entscheidend war, wir hatten das Wettrennen mit den Papieren gewonnen. Niemand könnte mich nun nach vierzig Tagen mit meinem Touristenvisum ausweisen. Später würden wir feierlicher in der Kirche heiraten. Auch dafür hatte Wolf schon alles vorbereitet. Er hatte einen deutschsprachigen Geistlichen aufgetrieben und bereits alles mit ihm abgesprochen.

Auf dem Hauptplatz begrüßte ich unsere Trauzeugen: Hans Klingenberg, ein junger Rechtsanwalt, den es hierher verschlagen hatte, und seine Frau Marion, eine hübsche Blondine, die ihr erstes Kind erwartete. Sie freute sich, endlich Gesellschaft zu bekommen, denn wir würden vorläufig, bis wir eine eigene Wohnung gefun-

den hatten, bei ihnen wohnen müssen. Ich mochte die beiden von Anfang an.

Die Wohnung der Klingenbergers lag im Norden der Stadt, wo sich die Ausländer anzusiedeln begannen. Es war ein hübscher Stadtteil mit vielen Gärten und sehr gepflegten Grünanlagen. Die Häuser waren für eine oder höchstens zwei Familien bestimmt. Richtig hohe Wohnhäuser gab es nicht. Unseres lag in einer Seitenstraße der Avenida America, direkt am Fuße des Pichincha, dem Hausberg von Quito. Mit »nur« fünf Zimmern galt sie als kleine Wohnung. Dazu kamen aber noch die Küche und die Speisekammer. Alles lag im unteren Stockwerk. Wir hatten sogar einen Hinterhof. Oben wohnten die Vermieter. Uns gehörte nun ein hübsches sonniges Zimmer, das Wolf bereits mit einigen Möbeln eingerichtet hatte. Auf dem Tisch begrüßte mich ein großer Strauß weißer Nelken. Im Wohnzimmer, welches wir gemeinsam mit Marion und Hans benutzen würden, stand ein geschmückter Weihnachtsbaum. Für mich eine etwas eigenartige Atmosphäre, denn heute, am Heiligabend, stand das Fenster weit offen, die Sonne schien herein, und in allen Gärten blühten herrlich die Rosen, aber es gefiel mir hier. Ich würde versuchen, alles mit dem nötigen Humor zu sehen. Vor allem mußte ich Wolf helfen, der sichtlich unter Heimweh litt. Überall mußte er mit Schwierigkeiten kämpfen, obwohl er sich sprachlich schon sehr gut ausdrücken konnte. Die Behörden ließen sich ständig etwas Neues einfallen, um von den Emigranten mehr Geld herauszuholen. Ihr jüngster Einfall war, daß alle Ausländer eine Industrie oder ein Werk gründen mußten. Einige hätten das tatsächlich gerne getan. Aber es war Krieg, und diesen schienen die Behörden gar nicht einzukalkulieren. Woher sollte man denn Maschinen oder Rohmaterial bekommen? Welches Land sollte es liefern? Ecuador besaß kaum eigene Industrien, und diesen Mißstand sollten jetzt die Emigranten mit der Zwangsansiedlung beheben. Im Laufe der Zeit verfielen die Behörden sogar auf die Idee, mit der Ausweisung zu drohen, wenn man nicht nachweisen konnte, eine Firma gegründet zu haben. Unser Fehler war es, diese Drohungen wirklich ernst zu nehmen. Wir dachten leider viel zu europäisch. Dabei kann man wunderbar Gesetze umgehen oder sie mit Schmiergeld in die richtige Richtung lenken, nur wußten wir das zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Die südamerikanischen Länder

hatten sich erst nach langen Verhandlungen mit den USA entschlossen, Emigranten aufzunehmen. Anfangs stellten sie keine besonderen Bedingungen. Doch bald merkten sie, wie einträglich Emigranten sein konnten, und nun verabschiedeten sie laufend neue Gesetze, um die Emigranten zu Goldenen Kälbern zu machen. Einige Länder verlangten als Einwanderungsbedingung bestimmte Berufsvoraussetzungen, wobei Techniker generell bevorzugt wurden. In Kolumbien wurden Ärzte favorisiert. Brasilien schoß den Vogel ab, sie verlangten einen Arierausweis, obwohl sie sicher nicht wußten, was das überhaupt ist. Argentinien stellte ähnliche Bedingungen. Entweder mußte man einen bestimmten Beruf haben und ihn weiterhin ausüben, oder man mußte einen bestimmten Geldbetrag auf der Bank deponieren. Und in Ecuador verlangte man eben, daß jeder Emigrant eine Firma gründete, dabei wurde es von der Emigrationsbehörde besonders gern gesehen, wenn man sich als Landwirt betätigte. Aber sollte Wolf deswegen plötzlich Landwirt werden?

Das Geld aus Europa wurde immer knapper. Wir mußten unbedingt an die alteingesessenen Europäer herankommen. Vielleicht bekamen wir bei ihnen eine Chance. Schließlich gab es unter ihnen Leute, die es geschafft hatten, die gutgehende Geschäfte und Grund und Boden besaßen. Doch es war eine Fehlanzeige auf der ganzen Linie. Sie verhielten sich äußerst reserviert und ließen einen gar nicht an sich herankommen. Selbst die etwas Zugänglicheren waren mit Vorsicht zu betrachten. Trotzdem hatte Wolf diesen Ausweg gewagt, um endlich Ruhe vor den Behörden zu haben, und sich mit einem Teil seines Geldes an einer Möbelfabrik beteiligt, die einem alteingesessenen Deutschrussen gehörte. So hatte Wolf wenigstens Arbeit und konnte Zeit gewinnen, um die Verhältnisse des Landes besser studieren zu können. Unsere Trauzeugen waren in der gleichen Situation. Für Hans war es noch schwerer, einen neuen Beruf zu finden, denn was wollte er hier mit seinem Jurastudium oder Dokortitel anfangen?

Wir beschlossen, das Thema in der Weihnachtszeit erst einmal ruhen zu lassen. In unserem Wohnzimmer brannten Kerzen an einem künstliche Christbaum, den Marion aus Europa mitgebracht hatte. Von Schallplatten erklangen leise Weihnachtslieder. Ich schloß die Augen; wie anders hatten wir uns unsere erste gemein-

same Weihnacht vorgestellt, wie sehr vermisse ich den kleinen duftenden Tannenbaum mit den selbstgebastelten Strohsternen, unter dem auch für unsere Eltern liebevoll ausgewählte Geschenke gewartet hätten, mit denen wir gemeinsam feiern würden. Doch nun ist alles anders. Unsere Familien waren auseinandergerissen. Aber es hatte keinen Sinn, Trübsal zu blasen, wir mußten das Leben nehmen, wie es kam.

Nach den Festtagen begann der Alltag. Wolf ging zur Arbeit. Marion plagten jetzt häufiger Schwangerschaftsbeschwerden, so daß ich den größten Teil des Haushalts übernahm. Als Hilfe hatte ich Maria, ein junges, ständig strahlendes, schokoladenbraunes Indiomädchen, mit dem ich mich mit Zeichensprache verständigen mußte, was oft Heiterkeit auslöste. Sie heizte jeden Morgen den komischen alten Eisenherd, der mit seinen Tücken nur ihr zu gehorchen schien. Wenn eine riesige Rauchwolke von beißendem Eukalyptusholz durch die Wohnung zog und unsere Augen zum Tränen brachte, wußten wir, jetzt brennt er! Nur wie lange, war nie genau zu sagen. Manchmal pflegte er trotz Marias Fachkenntnissen einfach zu verlöschen, und nichts konnte ihn dann wieder zum Brennen bringen. Dann qualmte er aus allen Ritzen, bis die Küche sich total mit Rauch füllte und wir auf den Hof flüchten mußten. Maria hatte hierfür eine simple Erklärung: Es kommt Regenwetter, und ehe es nicht regnet, wird er nicht vernünftig brennen. Aus diesem Grunde hatten wir noch einige dreifüßige kleine Primuskocher, die man hier oben in der großen Höhe ruhig mit reinem Benzin heizen konnte. Trotzdem betrachtete ich sie mit dem größten Mißtrauen. Mir schienen sie vom Teufel selbst gebaut zu sein. Jedesmal, wenn ich dachte, mit ihnen umgehen zu können, spuckten sie plötzlich wie wild von allen Seiten Flammen. Aus diesem Grund wurden sie stets nahe der Hoftür aufgestellt, um sie in einem gefährlichen Moment hinausschaffen zu können, ohne daß gleich die ganze Wohnung in Brand geriet. Trotzdem gelang es mir, das Mittagessen immer zur rechten Zeit auf den Tisch zu bringen.

Auch mit dem Bad hatte es seine Besonderheit. Es bekam sogar heißes Wasser aus der Küche. Die Wanne war in den Boden versenkt, aber schlecht vermauert. Sie wies unzählige feine Risse auf, weshalb das Wasser schnell versickerte. Aber das galt nur als mi-

nimaler Schönheitsfehler, denn ein Badezimmer zu besitzen, war ein absoluter Luxus. Jedenfalls wurden wir mit der Zeit richtige Künstler im Schnellbaden.

Für die Wäsche war im Hof ein steinerner Waschtank vorgesehen, der einen aufgerauhten Steinrand hatte, auf dem die Wäsche gerieben wurde. Daß unsere europäische Wäsche diese Prozedur nicht vertragen konnte, merkten wir bald. Zum Trocknen der Wäsche war der Hof wunderbar geeignet. Der Nachteil war nur, daß man sie dabei ständig im Auge behalten mußte, denn sonst wäre sie unweigerlich gestohlen worden.

Die größte Schwierigkeit bereitete das Einkaufen. Gleich gegenüber unserer Wohnung gab es einen Laden, Tienda, wie sie hier genannt werden. Auf den ersten Blick würde man nie vermuten, daß hier auch Lebensmittel verkauft werden. In der Eingangstür standen Reisigbesen, und auf dem Boden stapelten sich Bündel von Brennholz. In dem halbdunklen Raum waren die Regale vollgestopft mit Seifenstücken. Erst bei genauerem Hinsehen bemerkte ich, daß da auch Kisten mit Zucker, Mehl und Reis standen. Die Brotlaibe lagen unordentlich in einem Korb. Das ganze Geschäft war ein heilloses Durcheinander. Die Besitzerin, ein dickes Weib mit kräftigen schwarzen Zöpfen und dem obligatorischen Wolltuch über den Schultern, wartete auf einer Kiste hockend auf Kundschaft. Um sie herum sprangen ihre schokoladenbraunen Kinder in allen Altersstufen. Ich wurde mit besonderer Freundlichkeit von ihr bedient. Sie wickelte alle meine Einkäufe in Zeitungspapier, das sie vorher sorgsam an ihrem dreckigen Rock abgewischt hatte.

Als nächstes lernte ich den Markt kennen. Neugierig wurde ich aber erst, nachdem man vorher lange beratschlagt hatte, wann man ihn mir am besten zeigen solle. Als ich dort war, wußte ich auch, warum. Er war geradezu entsetzlich schmutzig. Unter einer runden primitiven Halle reihten sich zahllose Stände. Zu kaufen gab es praktisch alles an Früchten und Gemüse. Zwar gab es Birnen und Äpfel, aber die meisten Früchte hatte ich vorher noch nie gesehen. Eines Tages würde ich sie alle durchprobiert haben. Als ich feststellte, daß das Obst grundsätzlich pro Stück verkauft wurde, konnte ich mir das Grinsen nicht verkneifen. Zuerst wollte ich es gar nicht glauben, aber tatsächlich wurde zum Beispiel jede einzelne Erdbeere akribisch abgezählt und anschließend, bevor lautstark

um den Preis gefeilscht wurde, von der Kundin penibel begutachtet. Wenn man sich nicht einigte, ließ die Kundin das Obst einfach liegen, drehte sich um und ging, was die Verkäufer sofort veranlaßte, der Kundin hinterherzulaufen und sich so lange um den Geldbetrag zu streiten, bis sie sich schließlich mit theatralischer Verzweiflung auf den Preis einließen. Da ich das Feilschen ganz lustig fand, wollte ich es gleich ausprobieren. Ich konnte natürlich nur gestikulieren, aber es gelang mir, und schließlich war ich ganz stolz über die vermeintlich günstig heruntergehandelten Preise.

Auf dem Boden lagen verstreut Abfälle. Fliegen wohin man schaute; bevorzugt überfielen sie Fleischstücke, um dort ihre Eier abzulegen. Doch niemand schien sich daran zu stören. Lautstark priesen die Händler ihre Waren an, um so die Kundschaft anzulocken. Ein buntes Bild bot sich mir. Auffällig war, daß keine Frau, die etwas auf sich hielt, sich mit einem Korb oder einer Einkaufstasche zeigte. Das gehörte nicht zum guten Ton. Entweder wurde sie von ihrem eigenen Dienstboten begleitet oder sie hatte einen gemieteten Indioträger.

In den engen Straßen in der Nähe des Marktes sah ich überall Weiber auf den Gehwegen hocken, die fertige Speisen und Getränke verkauften. Dazwischen mischten sich die Händler und Indios aus den umliegenden Dörfern, die ihre lebenden Hühner, die grausam an den Füßen zusammengebunden waren, anboten. Ein geschlachtetes Huhn würde hierzulande niemand kaufen, denn es gab viele Hühnerseuchen, deshalb wollte jeder das Tier lebend sehen. Überhaupt war der Fleischeinkauf ziemlich problematisch und das nicht nur wegen der schrecklich schmutzigen Stände. Offensichtlich handelte man nach der Devise »Fleisch ist Fleisch«, denn jeder säbelte das Fleisch nach Belieben heraus, egal, ob es nun ein Stück vom Nacken oder vom Bauch ist. Das Rindfleisch jedenfalls sah aus, als hätte sich eine Geierfamilie darüber hergemacht.

Zum Glück kannte Wolf eine neue Metzgerei, die von einem Emigranten geführt wurde, der gelernter Metzger war und auf diese Weise das Emigrantengesetz erfüllte, eine Industrie zu gründen. In unmittelbarer Nähe lag eine Fleischerei, die einem schon lange hier lebenden Deutschen gehörte. In beiden Geschäften waren die Preise dementsprechend teuer und nur für Ausländer erschwing-

lich, deren Lohn in Dollar ausbezahlt wurde. Die neueste Sensation aber war eine kürzlich von einem emigrierten Bäcker eröffnete Konditorei. Sie wurde förmlich von Menschen umlagert. Dieser Mann würde sicher reich werden. Hier gab es alles, was das süße Herz begehrte: Torten, Gebäck, Eis und sogar Pralinen.

Ich ging eigentlich gern ins Stadtzentrum. Den belebten romantischen Hauptplatz, der Ansammlungspunkt vieler Kirchen war und von dem kleine lebhaft bevölkerte Straßen abzweigten, mochte ich besonders. Im Hintergrund, fast aus den Häusern aufsteigend, erhob sich ein kegelförmiger Hügel, der wie künstlich erbaut aussah. Er trug den eigenartigen Namen Panecillo, was Brötchen bedeutet, und genauso sah er aus. Auf diesem Hügel soll einmal ein Tempel der Inkas gestanden haben, der dem Sonnengott geweiht war. Das alles interessierte mich sehr, und ich hoffte, mehr darüber zu erfahren. Die alte Stadt zog sich in südlicher Richtung bis zur Bahnstation um den Panecillo herum, dort wo die Wohnviertel der Armen lagen. Der nördliche Stadtteil war zweifellos der schönste und eleganteste. Mir war aufgefallen, daß es in der ganzen Stadt weder Postkästen noch Telefonzellen gab. Jeder mußte seine Post auf dem großen Postamt nicht nur selbst abholen, sondern auch selbst aufgeben. Die Stadtverwaltung hatte in der Vergangenheit mehrfach versucht, Briefkästen an den Häusern anzubringen, aber kaum waren diese aufgestellt, wurden sie schon wieder gestohlen. Ich möchte nur zu gern wissen, was die Diebe mit einem Postkasten anstellen wollten!

Die ersten Wochen vergingen schnell. Laut Kalender sollte nun die Karnevalszeit anbrechen. Vorläufig merkten wir nichts davon. Erst an einem Sonntagnachmittag erfuhren wir, was es hieß, sich zu Karneval auf die Straße zu trauen. Die Klingenberg, Wolf und ich fuhren mit dem klapprigen Autobus in die Stadt und wollten ins Kino gehen. Die Straßen waren sonntags menschenleer. Als wir aus dem Kino kamen, hörten wir irgendwo Wasser fließen. Wir dachten, es würde regnen und kurz darauf regnete es wirklich. Man konnte sagen, es schüttete eimerweise, jedoch mit dem kleinen Unterschied, daß sich »lediglich« ein ganzer Eimer Wasser auf uns ergoß. Die Leute, die in unserer Nähe waren, flüchteten unter lautem Gelächter. Verdutzt blieben wir stehen und sahen nach oben. Das hätten wir besser nicht tun sollen, denn jetzt trafen uns weitere Eimer kalten Wassers. Wolf und Hans kratzten ihre letzten

auf Spanisch erlernten Kraftausdrücke zusammen und schimpften wie die Rohrspatzen, wodurch sich das Vergnügen der Wasserwerfer freilich steigerte. Schnell suchten wir das Weite. Später erfuhren wir von einigen Passanten, daß dies hier zur Karnevalssttte gehörte. Frierend vor Nässe machten wir uns auf dem schnellsten Weg nach Hause.

In den nächsten Tagen sollten wir genügend Gelegenheit bekommen, diese seltsame Sitte am eigenen Leib zu erfahren. Auch wenn wir es anfangs nicht glauben wollten, man konnte tatsächlich nicht mehr auf die Straße gehen. Es war wirklich verrückt. Offensichtlich gab es in der Karnevalszeit für die Hausbewohner kein größeres Vergnügen, als auf die Vorübergehenden eimerweise Wasser zu kübeln. Bald mußte das Wasser mit Anilinfarbe »veredelt« werden, aber das genügte schnell nicht mehr, und man fing an, Puder oder Mehl auf die Fußgänger zu streuen oder mit Eiern zu schmeißen. Die ganze Stadt schien sich in ein Irrenhaus verwandelt zu haben. Elegant angezogene junge Damen erschienen auf den Balkonen, begleitet von ihren Dienstboten, deren einzige Aufgabe es war, neues Wasser heranzuschleppen, damit die Dame es höchstpersönlich auf die Passanten schütten konnte, die allerdings in der Hochblüte des Treibens immer mehr ausblieben. Mir erschien es, als wollte man der Bosheit wenigstens einmal im Jahr ungestraft die Schleusen öffnen. Leider konnte niemand die Ecuadorianer von diesem Brauch abbringen. Es wurden sogar neue Gesetze verabschiedet, um die Wasserwerfer empfindlich zu bestrafen, doch brachte alles keinen Erfolg. Selbst der Versuch, das Volk in dieser Zeit mit anderen Vergnügungen abzulenken, mißlang. Dabei kostet diese Unsitte jedes Jahr sogar einigen Menschen das Leben, von den zahlreichen durch schwere Erkältungen oder Lungenentzündungen betroffenen Opfern ganz abgesehen.

So verbrachten wir einen Großteil der Karnevalszeit hinter geschlossenen Türen und Fenstern. Wenn wir Maria, unser schlaues Indiomädchen, nicht gehabt hätten, das uns mit Lebensmitteln versorgte, wären wir wahrscheinlich verhungert. Sie kam ganz früh am Morgen, wenn die Stadt noch schlief, und ging erst am Abend heim, wenn der Zuckerrohrschnaps unter den Indios den ersten Ermattungszuständen Vorschub leistete.

Wie froh waren wir, als endlich der Aschermittwoch kam! An

diesem Tag hörte das Wassergießen schlagartig auf, und jeder, der gestern noch auf alles Wasser gegossen hatte, was sich bewegte, ging jetzt einträchtig in die Kirche, um anschließend das Gotteshaus bußfertig mit einem großen Aschenkreuz auf der Stirn zu verlassen.

Über den Ursprung dieses karnevalistischen »Kneipp-Unwesens« gibt es mehrere Theorien. Eine zum Beispiel führt es darauf zurück, daß man während der Inkaherrschaft zu dieser Zeit dem Regengott Wasseropfer darzubringen pflegte.

Inzwischen hatte ich mich bereits gut eingelebt und in Spanisch schon erhebliche Fortschritte gemacht.

Bei dem Besitzer der Möbelfabrik, mit dem Wolf zusammenarbeitete, hieß es, vorsichtig zu sein. Er hatte sichtlich mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die er aber immer wieder verleugnete. Zu unserem Glück hatte Wolf sich nur mit einem Teil seines Geldes beteiligt. Die Sorgen waren also da, auch wenn sie noch ein wenig im Hintergrund blieben, aber wir freuten uns über jede Kleinigkeit, auch wenn wir natürlich ein paar bescheidene Wünsche hatten, jedenfalls wäre eine eigene kleine Wohnung für uns ein Traum gewesen.

In dieser Stimmung ließen wir uns in der schönen alten Kirche La Compania trauen. Es war etwas traurig, weil außer Marion und Hans keiner da war. Trotz allem werden wir die erste Zeit in Ecuador in guter Erinnerung behalten. Damals waren wir jedenfalls voller Zuversicht, daß wir uns gut durchkämpfen könnten.

Leider sollten bald die ersten Schatten auf diese verhältnismäßig ruhige Zeit fallen. Sie erreichten uns mit einer nüchternen Mitteilung der Einwandererbehörde, in der wir aufgefordert wurden, auf der für uns zuständigen deutschen Gesandtschaft unsere Papiere in Ordnung bringen zu lassen, um unsere Heirat anzumelden und unsere Pässe und Dokumente bescheinigen zu lassen.

Auf der deutschen Gesandtschaft empfing man uns sehr kühl und ließ uns warten. Was wir dann erfuhren, war alles andere als erfreulich. In der deutschen Kolonie hingegen war alles bestens organisiert. Dort gab es eine Gestapo, eine SA, eine NS-Frauen-schaft und eine Hitlerjugend. Selbst eine elegante deutsche Schule hatte man errichtet. Alles, was wir fluchtartig verlassen hatten, fanden wir hier wieder. Selbst die deutsche Arbeitsfront fehlte nicht, in die wir im Falle einer benötigten Arbeit einzutreten hätten. Über-

all hingen Hitlerbilder. Hier war sie, die Welt, die uns wie ein Alptraum erschien. Würden es unsere Angehörigen in Wien zu spüren bekommen, wenn wir uns weigerten? Was sollten wir tun? Weiter ins Landesinnere flüchten? Wir beschlossen, uns so unsichtbar wie möglich zu machen. Wir waren ja im Ausland. Bei der einheimischen Bevölkerung konnten wir auf kein Verständnis hoffen. Sie wußten zu wenig von dem, was in Europa passierte. Die Deutschen waren im Land sehr beliebt - zu beliebt, als daß ihnen irgend etwas schaden konnte. Mit unserer Ruhe war es nun vorbei. Es hieß jetzt, ständig auf der Lauer zu liegen, um allem auszuweichen, was uns gefährlich werden konnte. Glücklicherweise waren unsere Freunde Tschechen und verstanden unsere Lage.

Als Wolf sich mit seinem Chef und Teilhaber aussprechen wollte, stellte sich heraus, daß dieser in der deutschen Kolonie viele Freunde hatte.

»Als ehemaliger Deutschrusse gehöre ich ja sozusagen dazu!« brüstete er sich. Nun waren endgültig die Sorgen bei uns eingekehrt.

Bald erhielten wir die Nachricht, daß Marions Eltern auf dem Weg hierher seien und in wenigen Wochen bei uns eintreffen würden. Das veränderte unsere Lage schlagartig, denn es war völlig klar, daß wir zugunsten ihrer Eltern ausziehen mußten. Also beschlossen wir, gezielt nach einer eigenen Wohnung Ausschau zu halten. Wie schwer das war, hatten wir bereits erfahren. Hans und Marion wollten nichts davon hören und schlugen vor, für uns alle eine wesentlich größere Wohnung zu nehmen. Sofort machten wir uns auf die Suche und sagten in allen Geschäften, in denen wir einkauften, Bescheid. Und dann geschah das Wunder: Die Vermieter kamen in Scharen, denn Gringos hatten den Ruf, pünktlich ihre Miete zu zahlen.

Wir besichtigten die seltsamsten Wohnungen und Häuser. Ein Haus war so groß und düster wie ein Geisterschloß. Die Räume waren riesig und ungemütlich wie Hallen. Die Küche lag irgendwo im Hof, eine schwarze Höhle ohne Fenster. Als wir das beanstandeten, warf man uns erstaunte Blicke zu. Was interessierte sich eine Gringa für die Küche? Dort hat doch ohnehin nur die Indiaköchin zu wirtschaften. In einem anderen Haus waren alle Säulen in den Zimmern mit Schmetterlingen bemalt, selbst die Decke. Endlich fanden wir ein Haus, das uns halbwegs geeignet erschien. Es war

nicht weit von unserer jetzigen Wohnung entfernt. Es stand in einer stillen Nebenstraße. Die Besitzerin wohnte im Nebenhaus. Es besaß einen kleinen Vorgarten und zwei der so beliebten Innenhöfe, die sich direkt den Wohnräumen anschlossen. Für uns blieben zwei winzige Zimmerchen in der Mansarde, die einen eigenen Eingang hatte, und eine herrliche Fernsicht über die ganze Stadt bot. Das einzige, was mir nicht gefiel, war, daß die Küche gemeinsam benutzt werden mußte.

Der Umzug ging mit Unterstützung einiger Indios rasch über die Bühne. Schon nach kurzer Zeit hatten wir uns vollständig eingerichtet. Nur der verwilderte Vorgarten sollte noch mit Blumen bepflanzt werden, wofür wir schließlich einen Indio beauftragten. Natürlich hätten wir das gern selbst erledigt, doch das hätte unserem Ruf geschadet. Damit hätten wir Geldknappheit signalisiert, und die Besitzerin hätte um ihre Miete gebangt.

Im untersten Teil des Hauses entdeckten wir ein Gewölbe. Man erklärte uns, daß dies als Garage gedacht sei. Da wir kein Auto hatten, brachte uns dieses Gewölbe auf die glorreiche Idee, hier eine Industrie zu gründen, wenigstens zum Schein. Not macht erfinderisch, denn vor kurzem hatte uns ein Beamter besucht und gefragt, wo unser Werk denn entstehen würde.

Bereits am frühen Morgen stand unser Indio mit seinem mit Pflanzen vollbeladenen Schubkarren vor der Tür. Er arbeitete den ganzen Tag so fleißig, daß wir ihm ein gutes Mittagessen spendierten. Bei Sonnenuntergang war der Garten mit Geranien bepflanzt und die Beete mit Veilchen umsäumt. Schließlich zahlten wir ihm seinen Lohn. Ehe er ging, wollte er die Pflanzen ordentlich gießen, dann zog er mit seinem Karren davon. Am nächsten Morgen, als wir nach unseren Blumen schauen wollten, waren sie verschwunden! Im Schutz der Dunkelheit hatte unser fleißiger Gärtner alle seine Pflanzen wieder mitgenommen. Sicher hatte er sie erst gar nicht ordentlich eingepflanzt, wozu auch? Bestimmt würde er sie jetzt anderen Leuten auf die gleiche Art weiterverkaufen. Unsere Vermieterin schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

»Ja, haben Sie denn nicht im Karren nachgesehen, ehe der Indio wegfuhr?« rief sie entgeistert. Dann sagte sie einen Satz, der uns in den nächsten Jahren sehr geläufig werden sollte: »Ein Indio der nicht stiehlt, sündigt!«

»Alle Indios stehlen, es ist besser, wenn Sie das so schnell wie möglich lernen, bevor Sie jede Menge unangenehmer Erfahrungen machen«, sagte sie kopfschüttelnd.

Unsere Perle Maria hatte für uns nur ein mitleidiges Lächeln übrig, als wir ihr die Geschichte erzählten. Ihr einziger trockener Kommentar war: »Ein einheimischer Patron hätte den Indio erwischt und ihn ordentlich verprügelt.«

Nun, weg war weg, aber wir hatten eine neue Lektion gelernt.

Wolf schenkte mir ein reizendes Pärchen grüner Zwergpapa-geien. Sie konnten bereits einige Worte sprechen und waren äußerst lebhaft.

Marions Eltern trafen spät am Abend mit dem Zug in Guayaquil ein. Alles kam allerdings ganz anders, als wir dachten. Sie begegneten uns vom ersten Tag an mit Ablehnung. Wir müssen Geduld haben mit den alten Leuten, sagten wir uns, bestimmt hatten sie viel mitgemacht, außerdem wollten wir mit Hans und Marion keine Spannungen haben, so zogen wir uns noch mehr in unsere Räume zurück.

Nach einigen Wochen schien sich das Verhältnis zu bessern. Inzwischen waren einige Herren von der Emigrationsbehörde erschienen, um nach der Industrie zu fragen. Als sie unsere famose Garage bemerkten, wurden sie gleich freundlicher.

»Wie wir sehen«, sagten sie, »haben Sie ja schon den Raum für Ihr Werk mitgemietet. Das haben Sie gut gemacht!«

Auf diese Weise erfuhren wir wenigstens, daß dieser wenig repräsentative Raum als »Industrie« anerkannt wurde.

Hans hatte die Idee, Backpulver herzustellen und besorgte sich ein Handbuch, in dem genau beschrieben stand, wie man es produziert. Das war die Lösung! Nun machten sich die Herren Industrie-gründer auf den Weg in die Apotheke, um die Zutaten zu beschaffen.

Erstaunlicherweise gelang uns das Backpulver sogar. Ich probierte es sofort an einigen Gebäckstücken aus. Alles schmeckte vortrefflich. Den jetzigen Bestand würden wir sicher auf jeden Fall verkaufen können. Doch was kam später? Das blieb eine unbeantwortete Frage. Zunächst einmal packten wir das Backpulver in Tüten ein und stellten es in der inzwischen weiß gestrichenen »Fabrik« auf großen Tischen dekorativ aus. Allerdings sah das Ganze

in dem großen Raum etwas verloren aus. Aber vielleicht könnte man ihn ja abteilen, dachten wir, und zur Beruhigung der Behörden zusätzlich etwas anderes herstellen. Als uns der Emigrant, der Seife produzierte, seine Abfälle überlassen wollte, kam uns die Idee, daß man daraus Seifenpulver herstellen könnte. Nun hatten wir also schon zwei Artikel. Erneut gingen unsere Männer mit dem größten Eifer ans Werk. Wolf und Hans hatten die Garage abgeteilt. Auf der einen Seite standen nun die Backpulversäckchen und auf der anderen das Seifenpulver. Dann kam der große Tag, an dem unsere neue »Industrie« von den Behörden geprüft werden sollte. Stolz boten wir den Herren unsere selbstgebackenen Kekse als Kostprobe an, dazu reichten wir einen Likör. Vor allem dem Likör sprachen die Herren zu. Zu unserer Freude äußerten sie sich sehr lobend und händigten uns zum Schluß die so schwer erkämpfte Bescheinigung aus. Mit Backpulver und Seife würden wir nun über lange Zeit versorgt sein.

Doch unsere eigentliche Sorge blieb bestehen. Woher bekam man eine vernünftige Arbeit, die so bezahlt wurde, daß man davon leben konnte? Inzwischen schmolz unser Geld dahin wie der Schnee in der Sonne. Es war furchtbar schwer, Arbeit zu finden, denn die Betriebe durften zum Schutz der einheimischen Arbeiter, nur ein kleines Kontingent Ausländer beschäftigen. Die wenigen ausländischen Firmen hatten dieses Kontingent längst gedeckt.

Wolf schlug sich vorläufig in der Möbelfabrik durch. Er hatte einen sehr geringen Verdienst. Aber wir machten uns auch Sorge um sein investiertes Geld. Der Besitzer konnte den von Wolf vorgestreckten Betrag nur in sehr kleinen Summen zurückzahlen. Seine stoische Ruhe war uns unbegreiflich, aber das schien ein Erbe der ecuadorianischen Mentalität zu sein. Die Ecuadorianer machten sich überhaupt keine Gedanken und lebten fröhlich in den Tag hinein. Sie machten eben Schulden. Wenn diese nicht bezahlt werden konnten, ließen sie sich keine grauen Haare wachsen.

»Ja, wenn ihr euch daran nicht gewöhnen könnt, seid ihr komplett erledigt«, sagte man uns. »Hier hat jeder Schulden. Würde jemand sie mit einem Schlag begleichen, hielt man ihn für verrückt oder für äußerst verdächtig.« Ich war mir nicht ganz sicher, ob wir uns das jemals aneignen können. Vor allem Wolf war in Geldangelegenheiten übermäßig korrekt. Wie sollte er damit fertig werden?

So kamen wir auf die Idee, uns in den Provinzen umzusehen. Vielleicht fanden wir dort ja bessere Möglichkeiten vor. Zunächst fuhr Wolf alleine in den Norden, fast bis an die kolumbianische Grenze. Dort hatte man ihm ein Sägewerk angeboten. Der deutsche Besitzer wollte es aus gesundheitlichen Gründen verkaufen. Es sollte in einer holzreichen Gegend liegen und sogar eine Wohngelegenheit haben. Enttäuscht kehrte er zurück. Das Sägewerk lag fast im Dschungel, und im übrigen bezeichnete Wolf es als schrottreif. Die Wohnung war eine Art Zelt auf Bäumen, und dafür wollte man auch noch Geld!

Es gab viele solcher Angebote. So kamen wir nicht weiter. Zuletzt planten wir eine Reise in den östlichen Landesteil. Dort war Land zu haben, soviel man wollte. Man mußte nur ein offizielles Dokument unterschreiben, und schon war man Farmer.

Große Teile des Ostens liegen in der Wildnis, fast unbewohntes Land. Hier entspringen auch die Flüsse, die in den Amazonas münden. Natürlich hätte es die Regierung gern gesehen, wenn wir uns dort niederließen.

An die dichter besiedelte Küste wagten wir uns wegen des mörderischen Klimas nicht heran. Die wichtigste Stadt, Guayaquil hatten wir ja bereits kennengelernt. Dort hätten wir die gleichen Probleme wie hier. Wir entschlossen uns, die letzte Provinz des Landes, Manabí, zu erforschen. Schließlich sollte nichts unversucht bleiben.

Es wurde eine erfolglose, aber interessante Reise mit der Bahn, die aussah wie eine kleine Gebirgsbahn. Nur ein einziger Zug fuhr frühmorgens von Quito nach Guayaquil. Er war in zwei Klassen eingeteilt. Die erste, mit engen, aber gepolsterten Sitzen war für die zivilisierten Reisenden bestimmt. In der zweiten Klasse, in der die Indios fuhren, saß man auf harten Holzbänken. Dicht gedrängt, aber scheinbar sehr zufrieden, umlagert von ihren mitgeschleppten Hühnern, Ferkeln und unzähligen Körben. Eine besonders preiswerte Möglichkeit, von der viele Indios Gebrauch machten, war, auf dem Dach des Waggons zu reisen. Es war faszinierend, zu beobachten, mit welcher Sicherheit die Indios ihr sperriges Gepäck aufs Dach beförderten, dort seelenruhig ihre Decken ausbreiteten und sich während der Fahrt gemütlich zum Schlafen hinlegten.

Gegen Mittag erreichten wir im schönsten Sonnenschein Amba-

to, wo wir einige Tage bleiben wollten, um uns nach eventuellen Arbeitsmöglichkeiten umzusehen. Schnell fanden wir eine geeignete Unterkunft in einer von Schweizern geleiteten Pension. Hier ging es sehr europäisch zu. Ein eigenartiger Kontrast zu dem Leben auf der Straße.

Schon nach wenigen Tagen mußten wir erkennen, daß die Gründung eines eigenen Unternehmens mit einem zu großen Risiko verbunden und Arbeit zu finden fast ausgeschlossen war.

Wir fuhren nach Quito zurück, wo uns neue Schwierigkeiten erwarteten. Das Zusammenleben im Haus wurde immer unangenehmer. Das Emigrantenleben hatte Marions Eltern zunehmend verbittert. Obwohl wir in jeder Hinsicht ihr Leben teilten, gewannen wir das Gefühl, daß sie uns für Feinde hielten. So entschlossen wir uns, um Hans und Marion nicht in größere Konflikte mit ihren Eltern zu bringen, uns nach einer eigenen Wohnung umzuschauen, auch wenn das sehr schwierig war, weil es kleine Wohnungen praktisch gar nicht gab.

Nach langer vergeblicher Suche machte uns Herr Müller, der Besitzer der Möbelfabrik, ein Angebot. In seinem neben der Fabrik gelegenen Wohnhaus standen zwei Mansardenzimmer leer, die er uns zur Verfügung stellen wollte. Sicher machte er uns das Angebot nicht aus reiner Freundlichkeit, bestimmt hoffte er, damit die Rückzahlung von Wolfs Darlehen verzögern zu können. Als wir einzogen, nahmen wir uns fest vor, so lange zu bleiben, bis er uns alles zurückgezahlt hätte.

Müllers Wohnhaus sah aus wie eine Herrschaftsvilla aus dem vorigen Jahrhundert. Eine blankpolierte Holzterrasse führte zu den Schlafzimmern der Familie im ersten Stock. Das Badezimmer sah wie ein Glashaas aus, es war voller Grünpflanzen und hatte ein riesiges Fenster. Unsere beiden Mansardenzimmer lagen über dem Badezimmer und hatten nach allen Seiten Fenster. Auch hier gab es nur eine Küche, die ich mit Frau Müller teilen mußte. Ich nahm mir vor, mich so wenig wie möglich bemerkbar zu machen, um den Frieden zu wahren. Karina, Müllers Ehefrau, war eine derbe russische Bäuerin, großzügig und im Grunde ihres Wesens recht gemütlich. Ihr langes und schweres Emigrantenleben an der Seite ihres überaus leichtlebigen Mannes hatte sie im Laufe der Jahre verbittert. Ihr Mann und ihr Sohn waren häufig außer Haus, und

es war ein offenes Geheimnis, daß sie weibliche Bekanntschaften pflegten.

Das Haus besaß einen großen Garten, den ich benutzen durfte und der das Revier zweier hübscher Jagdhunde war, mit denen ich rasch Freundschaft schloß. Als die Hündin warf, schenkte mir Herr Müller einen Welpen, einen schwarzweiß gefleckten reizenden Kerl, den ich Seppel nannte.

Nach einigen Monaten hatten wir tatsächlich den größten Teil des Geldes zurückerhalten. Jeden Sonntag gingen wir durch die Straßen der hübschen Wohngegend, immer in der Hoffnung, vielleicht doch noch eine andere Wohnung zu finden. Allerdings ohne Erfolg. Mittlerweile wurde die Stimmung in der Familie Müller unerträglich. Jedesmal, wenn Vater und Sohn ausgingen und erst spät in der Nacht heimkamen, gab es Zank und Streit. Am nächsten Tag war die Laune dann bei allen unausstehlich.

An einem Sonntag hatten wir endlich unverhofftes Glück und stießen auf eine kleine Wohnung, wie wir sie uns wünschten, nur ein paar Straßen weiter in einem kleinen Haus. Außer einem Vorraum und zwei Zimmern besaß sie eine kleine Veranda, die als Küche benutzt werden konnte, und einen kleinen Innenhof. Von den Fenstern aus schaute man in einen Vorgarten voller Blumen. Im oberen Stockwerk wohnten die Hausbesitzer. Wie glücklich waren wir, nach eineinhalb Jahren endlich eine Wohnung unser eigen nennen zu können, die eine Küche hatte und die wir mit niemandem teilen mußten. Kurz entschlossen entschieden wir uns, gleich am nächsten Tag umzuziehen.

Das Mietauto, das Wolf für den Umzug gefunden hatte, war so klein, daß es nicht einmal unsere wenigen Möbel transportieren konnte. Inzwischen wußten wir, daß wir die sogenannten Helfer ständig im Auge behalten mußten, deshalb paßten Seppel und ich beim Abladen wie Schießhunde auf. Anschließend ging ich in die Wohnung, um auf Wolf zu warten, der die restlichen Sachen bringen wollte. Die Zeit verging, aber kein Wolf kam. Es wurde bereits Mittag, und meine Unruhe stieg. Ich hatte weder Geld bei mir, noch die Schlüssel der Wohnung. Ich konnte mich nicht aus dem Hause rühren. Bei unseren neuen Hausherren meldete sich niemand auf mein Klopfen. Sicherlich war die Familie auf ihrer Hazienda. Am späten Nachmittag hatten die Sorgen schließlich ihren Höhepunkt

erreicht. Von Wolf und dem Auto keine Spur. Was war nur passiert? Es wurde Abend. Sepl und ich saßen im Dunkeln. Es war kalt in der fast leeren Wohnung. Ich war der Verzweiflung nahe, als sich um zwanzig Uhr endlich die Tür öffnete und müde und hungrig Wolf erschien. Er war wütend. Sie hatten den Wagen schon fast beladen, als einer der Indios mit einem unserer Möbel eine Ecke aus der Hausmauer gebrochen hatte, worauf Frau Müller, die heute ihren ganz besonders schlechten Tag gehabt hatte, kurzerhand den Indio mit ihrem Besen verprügelte. Den Fahrer des Kleintransporters, der seinem Landsmann zu Hilfe eilen wollte, hätte beinahe das gleiche Schicksal ereilt. Beleidigungen flogen hin und her. Zu allem Unglück mischte sich der Sohn des Hauses in den Streit, und im Nu war innerhalb kürzester Zeit ein regelrechter Kleinkrieg entbrannt. Schließlich rief man die Polizei. Und die nahm kurz entschlossen alle, auch Wolf, mit auf die Wache. Dort mußten sie warten. Der Polizeichef habe im Moment keine Zeit, hieß es. Warten ist eine südamerikanische Spezialität. Alles dauerte eben seine Zeit, das galt selbstverständlich auch für die Erledigung der Amtsgeschäfte des Comisario, die allerdings ausschließlich aus dem Mittagessen und der anschließenden Siesta zu bestehen schienen. Erst dann war er endlich bereit zu verhandeln. Zu Wolfs Erstaunen wurde er zur Zeugenaussage dort behalten. Wie konnte er ahnen, daß man in solchen Fällen die Zeugen einfach bei der Polizei behielt, weil es in Ecuador keine allgemeine Meldepflicht gab und man die Zeugen anschließend nie wiederfinden würde. Nach langen Verhandlungen hatten sich die Gemüter endlich beruhigt, nicht zuletzt, weil alle so schnell wie möglich wieder nach Hause kommen wollten. So kamen wir erst am nächsten Tag zu unseren restlichen Möbeln.

Das Geschäft in der Möbelfabrik wurde immer schwieriger. Inzwischen waren sogar keine Werkzeuge mehr zu bekommen, deshalb mußten die vorhandenen besonders sorgsam gepflegt werden. Mit dieser Situation kämpften alle südamerikanischen Unternehmer. Jetzt sah man, wie sehr diese Länder von den Lieferungen aus Europa und den USA abhängig waren. Viele Artikel waren von einem Tag zum anderen unerschwinglich teuer geworden oder ganz vom Markt verschwunden. Diese Umstände bedeuteten natürlich eine weitere Komplikation unserer Lage. Wolf war ziemlich

niedergeschlagen, zudem plagte ihn das Heimweh. Mit einer geregelten Beschäftigung wäre es ihm sicher besser gegangen.

Endlich kam der Tag, der uns eine Wende bringen sollte. Wolf kam fröhlicher als sonst nach Hause. Er hatte einen hier schon lange lebenden Herrn kennengelernt, der in der Stadt ein Lebensmittelgeschäft führte, das er nun verkaufen wollte. Er betrieb außerhalb der Stadt eine Landwirtschaft, wo er den größten Teil seiner Waren selbst produzierte. Beide Betriebe zu leiten, wurde ihm zuviel. Er wollte das gutgehende Lebensmittelgeschäft aufgeben, versprach aber uns die Waren im Fall einer Übernahme weiter zu liefern, was natürlich sehr wichtig war. Obwohl das Angebot nicht schlecht klang, mußte es gründlich überlegt werden. Wir hatten oft ähnliche Vorschläge bekommen, doch dieses schien bis jetzt der beste von allen zu sein.

Am Nachmittag besichtigten wir den Laden. Herr Unger, der Besitzer, war etwas älter als wir und sehr freundlich. Trotzdem mochte ich ihn nicht sonderlich, weil er bei jeder Gelegenheit seine große Kenntnis des Landes herausstrich. Sein Geschäft lag in der Hauptstraße in einem kleinen niedrigen Eckhaus. Zum Glück war die Vermieterin mit neuen Mietern einverstanden. Sie wohnte direkt gegenüber in einem kleinen Haus. Für damalige Verhältnisse war der Lebensmittelladen geradezu ein Wunder an Sauberkeit. Er hatte gekachelte Wände, und stellenweise lagerte die Ware sogar hinter Glasvitrinen. Selbst ein kleines, gleich neben der Tür liegendes Schaufenster fehlte nicht. Ein richtig netter kleiner Laden. Natürlich hatten wir keine Ahnung, wie man so ein Geschäft führte. Aber auch hier wußte Herr Unger Rat. Er wollte uns genügend Zeit geben, um uns einzuarbeiten und uns zur Seite stehen.

Das Geschäft lief gut. Die Kunden waren größtenteils Europäer und Nordamerikaner. Viele aus der deutschen Kolonie waren Stammkunden. Das machte uns einige Sorgen. Als das Geschäftliche zur Sprache kam, erklärte sich Herr Unger bereit, einen Kontrakt zu unterschreiben, in dem er sich verpflichtete, uns exklusiv mit Waren zu versorgen. Schließlich wurden wir zu weiteren Verhandlungen in sein Haus am Stadtrand eingeladen. Dort lernten wir seine Frau kennen. Sie gefiel mir wesentlich besser als er. Das ungersche Haus war im Stile der Haziendas mit großem Hof und Stallungen gebaut. Von dem Tor führte eine schmale Brücke über

einen Wassergraben zur Straße. Die gemütliche Bauernstube und die blumengeschmückte Veranda verrieten, daß die Ungers aus Süddeutschland kamen. Das Geschäftliche wurde zwar besprochen, aber noch nicht abgeschlossen. Doch langsam bekamen wir Mut, uns als Geschäftsleute zu versuchen.

Wolf hatte sich bereits nach kurzer Zeit eingearbeitet und die Kundschaft kennengelernt. Es fehlte lediglich die schriftliche Übergabe, dann konnten wir den Laden allein übernehmen und umziehen.

Jeden Nachmittag ging ich mit Seppl zum Laden. Er lief bereits brav an der Leine und freute sich über jeden Spaziergang. So war es an jenem Nachmittag, der sein letzter bei mir sein sollte. Wir standen nach Geschäftsschluß vor der Tür, Seppl war an der Leine. Als ich Passanten auswich und zur Seite trat, hatte ich plötzlich nur noch die Leine in der Hand. Sie mußte sich irgendwie ausgehakt haben. Aber das schlimmste war, daß von Seppl weit und breit keine Spur war!

Herr Unger meinte: »Für mich ist das ganz klar. Ihr Hund ist gestohlen worden, das ist hier inzwischen fast schon Volkssport.«

Sofort machte er sich mit Wolf auf den Weg, um hinter einigen Indios herzulaufen und ihre Ponchos zu lüften – doch nichts. Ich war erstarrt. Mein Seppl sollte fort sein, einfach so mitten auf der Straße?

»Den können Sie vergessen«, tönte Herr Unger, »den hat längst ein Indio in sein Dorf geschleppt. Die bilden sich nämlich ein, daß die Hunde aus der Stadt etwas Besonderes seien.«

Der Nachhauseweg ohne Seppl war schrecklich. Nun blieb nur die Hoffnung, daß Seppl den Dieben weglaufen und zurückkommen würde. Wolf ging zur Radiostation und ließ eine Durchsage machen. Er setzte sogar eine Prämie aus. Die ganze Nacht warteten wir auf die erlösende Nachricht, aber nichts geschah – Seppl war für immer weg. Wir haben sehr um ihn getrauert und uns fest vorgenommen, nie mehr einen anderen Hund zu nehmen.

Jedes Fest wird in Ecuador mit viel Lärm und Tanz gefeiert, so auch Sylvester. Dann sind die Straßen voller Menschen. Überall sieht man Damen in langen Ballkleidern, die sich auf den Weg zu einer Feier machen. Aus allen Ecken hört man Knallkörper und Raketen

krachen, und aus den Häusern ertönt die Musik der gemieteten Kapellen, die zum Tanz aufspielen. Jeder, der es sich halbwegs leisten kann, gibt ein Fest. Vor den meisten Häusern sitzt an der Eingangstüre eine lebensgroße, aus alten Kleidungsstücken selbstgebastelte Puppe mit einem langen weißen Bart. Sie soll das alte Jahr darstellen und wird um Mitternacht unter großem Jubel verbrannt. Bis dahin stehen die Kinder und Dienstboten des Hauses daneben und betteln alle Vorübergehenden um Geld an. Um Mitternacht ziehen dicke Rauchschwaden durch die Stadt, und vor den Häusern lodern die Flammen. Der erstickende Qualm treibt einem die Tränen in die Augen, aber niemand läßt es sich nehmen, das alte Jahr in Asche versinken zu sehen. Der Rauch macht Durst, dazu die kühle Nacht, und bald läuft man in die Häuser zurück, um ordentlich die Gläser zu füllen, dann sind die Straßen menschenleer, und nur die qualmenden Reste bleiben zurück.

Am nächsten Morgen sieht es aus, als ob die ganze Stadt überfallen worden wäre. Es ist ruhig. Einige Frauen mit schwarzen Schleiern eilen über Asche und halbverbrannte Lumpen in die Kirche zur Frühmesse. Für uns war alles sehr neu, aber im Laufe der Zeit freut man sich, wenn diese Feste vorbei sind, denn jetzt mußte man sich wieder auf Karneval mit dem vermaledeiten Wassergießen vorbereiten.

Gleich nach Aschermittwoch nahmen wir unsere Arbeit im Lebensmittelgeschäft auf, glücklich, endlich einen Verdienst und Sicherheit zu haben. Vorher hatten wir noch einmal zur letzten Besprechung ins Landhaus der Ungers fahren müssen. Ich war etwas früher eingetroffen und hatte im Wohnzimmer Platz genommen. Als Frau Unger für einen kleinen Moment in die Küche ging, lief plötzlich ein schöner großer Hund vorsichtig durch die Verandatür ins Zimmer. Er hatte langes graues Fell. Er schien eine Mischung aus Collie und Schäferhund zu sein. Er sah mich lange und aufmerksam an. Dann kam er langsam näher und legte zutraulich seinen Kopf auf mein Knie. Ich kraulte seinen Kopf und sprach leise auf ihn ein. Als Frau Unger ins Zimmer kam, rief sie erschrocken: »Um Gottes willen, rühren Sie Tasso nicht an, er ist verschlagen und gefährlich!«

Davon merkte ich nichts, denn er blieb weiterhin friedlich zu meinen Füßen liegen und rührte sich nicht von der Stelle. Ungers

konnten sich dieses Verhalten überhaupt nicht erklären, denn sonst sei er alles andere als zutraulich.

Es war schon spät, und wir mußten den letzten Autobus nehmen. Wir fuhren gerade ein Stück, als uns Fahrgäste auf einen Hund aufmerksam machten, der scheinbar sein Herrchen suchte. Es war Tasso, er war uns nachgelaufen. Wir baten den Fahrer, anzuhalten, und nahmen ihn kurz entschlossen mit nach Hause. Am nächsten Tag wollten wir Ungers verständigen. Der Hund benahm sich, als wäre er schon immer bei uns zu Hause gewesen. Er lief ständig hinter mir her. Am nächsten Morgen wurde ich von ihm stürmisch begrüßt. Später saß er brav in der Küche und sah mich von der Seite an, als wollte er mir etwas sagen. Ich war richtig traurig, als es Mittag wurde und Herr Unger ihn abholte. Doch wer lag am nächsten Morgen schwanzwedelnd vor unserer Tür? Tasso! Naß und schmutzig vom Regen der Nacht und müde vom langen Laufen. Wieder verständigten wir Herrn Unger. Wieder erschien er mittags. Er konnte sich beim besten Willen das Verhalten des Hundes nicht erklären. Und plötzlich sagte er: »Ich will diesen Hund nicht mehr, wenn Sie ihn nicht behalten wollen, werde ich ihn noch heute erschießen!«

Der Fall war für uns entschieden. Aber jetzt wußte ich auch, warum ich Herrn Unger von Anfang an nicht mochte.

»Wir werden den Hund behalten«, beschlossen wir einstimmig.

Tasso war das anhänglichste und treueste Tier, das man sich denken kann. Auch Wolf schloß den Rücken schnell ins Herz. Tasso war äußerst wachsam. Mit ihm konnte ich am Abend einen Spaziergang wagen. Er ging grundsätzlich bei Fuß. Niemand hätte sich getraut, näher zu kommen. Besonders die Indios machten einen großen Bogen um ihn.

Nach den ersten schweren Tagen, in denen wir allein im Geschäft arbeiteten, begann die Arbeit uns allmählich Spaß zu machen. Es ging aufwärts; der Verdienst war besser als erwartet. Wenn es so blieb, wären wir aus dem Schlimmsten heraus. Selbst Gesandtschaften und Hotels gaben bei uns ihre Bestellungen auf. Wir gewannen sogar neue Kunden hinzu, so daß wir das Geschäft bald erweitern konnten. Das Problem war nur, eine Hilfskraft zu finden,

der man vertrauen konnte. Verkäufer in unserem Sinne gab es ja nicht. Jedenfalls mußte ich wenigstens jemanden finden, der mir die Hausarbeit abnahm, damit ich im Geschäft bleiben konnte, wenn Wolf außer Haus mußte. Wie schwer das war, kann sich nur jemand vorstellen, der die Verhältnisse kennt. Eine Hilfe zu finden, die nicht stiehlt, ist selten, und zu stehlen gab es bei uns genug. Viele kamen und gingen, niemand erschien mir zuverlässig. Erst als uns die Arbeit wirklich zuviel wurde und wir abends nur noch todmüde in unser Bett fielen, kam die Rettung. Eines Morgens erschien unser ehemaliges Indiomädchen Maria mit ihrer Mutter im Geschäft und bat uns um Arbeit. Auch sie hatte es bei den zänkischen Alten in der Klingenberg-Wohnung nicht mehr ausgehalten. Sie hatte uns der Himmel geschickt!

Die Wochen vergingen schnell und Ostern stand vor der Tür. Inzwischen hatte ich eine sehr nette Kundin, die Frau eines Zahnarztes, kennengelernt. Sie lud uns Karfreitag zum Mittagessen ein. Schließlich sollten wir die typische Fastenspeise, die überall gegessen wurde, kennenlernen. Erfreut sagten wir zu. Unser Spanisch war inzwischen so gut, daß wir zumindest ein einfaches Gespräch führen konnten. Pünktlich auf die Minute erschienen wir in ihrem Haus. Wir wurden in den Salon geführt. In der Mitte stand ein kleiner Tisch, an den Wänden entlang Stühle. Hin und wieder ein verirrter Klubsessel. Sonst war außer einem Teppich nichts in diesem Raum. Einige Gäste waren bereits anwesend, andere kamen noch. Ich bemerkte, daß sich die Damen auf die Stühle der einen Seite und die Herren auf die Stühle der anderen Seite des Raumes setzten. Als wir wie die Hühner brav auf der Stange nebeneinander saßen, mußte ich mir ein Grinsen verkneifen. Ich hatte das Gefühl, daß sich gleich eine Tür öffnen, eine weißgekleidete Person erscheinen und freundlich sagen würde: »Der Nächste bitte!« Höchst selten kam es vor, daß die Herren sich dazu herabließen ein paar Worte mit den Damen zu wechseln.

Bald darauf wurde zu Tisch gebeten. Ein Diener stellte eine große Schüssel mit der Karfreitagsspeise auf den Tisch. Man nennt sie »Fanesca«, eine dicke Suppe, in der außer Erbsen, Linsen, Bohnen und Graupen auch Stücke von fettem getrocknetem Stockfisch gekocht werden. Es war interessant diese Speise zu probieren. Ich

sah Wolf an und konnte erkennen, daß ihm schon der Geruch Übelkeit verursachte. Heimlich flüsterte er mir zu: »Am besten essen wir sie ganz schnell auf, damit wir es hinter uns haben.« Wir wußten es nicht, aber es war genau das Verkehrteste was wir machten. Nach hiesiger Sitte hieß alles aufzuessen, daß man noch mehr haben wollte. Einen Teil auf dem Teller zu lassen bedeutete, man wollte oder konnte nicht mehr essen, außerdem zeigte man so das gute Benehmen. Zum Schluß legte man das Besteck gekreuzt auf den Teller. Aber das wußten wir nicht. Die Hausfrau freute sich über unseren angeblichen Appetit und ohne uns zu fragen, füllte sie den Teller erneut. Mit einer Todesverachtung machten wir uns auch über diesen Teller her. An den erstaunten Gesichtern der Gäste konnten wir merken, daß zwei Teller leer zu essen, eine Glanzleistung war. Wir fühlten uns gar nicht wohl und hatten das Gefühl bis unter die Haut mit Stockfisch gefüllt zu sein. Am liebsten wären wir auf der Stelle nach Hause gegangen. Aber das ging nicht, wir mußten eine passende Gelegenheit abwarten. Irgendwie schafften wir es dennoch mit freundlichem Gesicht weitere Konversationen zu führen. Leider war das Essen hiermit nicht beendet. Eine Süßspeise wurde aufgetragen. Grüne Feigen in Rohzuckersaft. Es war eine Art übersüßtes Kompott und nach dieser Fischsuppe geradezu für unsere Mägen verheerend. Die Hausfrau, in Anbetracht unseres großen Appetits zuvor, legte uns gleich Riesenportionen auf den Teller. Jetzt waren wir schlauer. Wir begannen den Nachtschiff so langsam wie es nur möglich war zu essen. Erst der schwarze Kaffee, der anschließend gereicht wurde, brachte uns die Lebensgeister zurück. Unsere Maria wollte sich ausschütten vor Lachen, als wir ihr von dem Abendessen erzählten. Wir konnten nur ahnen, wie viel wir noch zu lernen hätten.

Unser blumenbepflanzter Innenhof war eine Insel des Friedens, wo sich Deutsche, Holländer, Schweizer, Dänen und Österreicher allabendlich zu einem gemütlichen Plausch trafen. Diese Eintracht hatte sich auf Tasso und Pussi, ein kleines graues Kätzchen, das mir eine Bekannte geschenkt hatte, übertragen, denn sie spielten in wunderbarer Harmonie zusammen. Die Idylle genossen auch meine beiden Zwergpapageien. Doch vom Frieden hielten sie anscheinend nicht viel, denn jedesmal, wenn Pussi mit ihnen spielen wollte,

versetzten sie ihr ein paar kräftige Schnabelhiebe. Bis es Pussi im Laufe der Zeit zu dumm wurde und sie einen weiten Bogen um sie machte.

Kurze Zeit später gesellte sich Tassos Halbbruder zu uns, der ebenfalls Ungers gehörte. Auch ihn hatten wir vor dem sicheren Tod bewahren können. Eines Tages erzählte uns Herr Unger wütend, daß er mit seinem Auto seinetwegen fast verunglückt wäre, das Tor sei irrtümlich offengestanden und er sei, als er den Wagen gehört habe, ihm beinahe vor die Räder gelaufen. Er sei ebenso dumm wie schön, sicher werde er bald den Weg allen Fleisches gehen. Also wieder ein Todeskandidat, dachten wir, und erklärten uns bereit, ihn bei uns aufzunehmen. Da saß er nun als Paradestück in unserem prächtigen Innenhof wie ein stolzer Löwe. Es fehlte nur noch der Sockel. Er war tatsächlich so dumm wie er schön war - von Wachsamkeit keine Spur. Er bellte nur, wenn Tasso es auch tat. Jeden, der uns besuchte, blickte er treuherzig an. Dabei verzog er seine Schnauze wie zu einem Lächeln, als wolle er sich für seine Dummheit entschuldigen.

Eines Abends hatten wir Jagd auf eine Ratte gemacht, die von der Straße ins Geschäft lief. Die Katze und beide Hunde hatten sie bald aufgestöbert und aus dem Haus gejagt. Die Katze drehte sofort um, denn was außerhalb ihres Hauses geschah, ging sie nichts an. Doch die Hunde verfolgten die Ratte weiter und liefen in eine Nebenstraße. Dort verschwanden sie, und wir mußten sie suchen. Es begann stark zu regnen, und wir gingen ins Bett in der Hoffnung, daß niemand es wagen würde, zwei so große Hunde anzurühren. Tasso würde ganz sicher den Weg nach Hause finden. Es war bereits Mitternacht, als jemand an unserer Tür klopfte. Draußen stand einer unserer Bekannten, der uns eilig bat, mit ihm zu Herrn Unger zu fahren, denn er hätte eine schwere Magenvergiftung. Wolf fuhr allein. Ich wollte mir die Zeit mit Lesen vertreiben und auf Wolfs Rückkehr warten. Nach geraumer Zeit hörte ich, daß jemand an den Türen zum Geschäft und Lagerraum rüttelte. Erst dachte ich, daß es die Hunde wären, stand aber zum Glück nicht sofort auf, um nachzusehen. Kurz darauf hörte ich es ganz deutlich. Jemand war dabei, die Tür aufzubrechen. Einbrecher! schoß es mir durch den Kopf. Sie brauchten nur durch die Küche zu kommen, um mich allein zu finden. Was das bedeutete, war mir klar. Sie

würden bestimmt nicht lange fackeln, wenn sie sich einer Frau gegenüber sähen. Rundherum niemand, der mir zu Hilfe eilen konnte. Mit einem Satz war ich aus dem Bett, um mir aus Wolfs Kommode den Revolver zu holen. Erst als ich ihn fest umklammernd im Bett saß, kam mir zum Bewußtsein, daß ich nun wirklich schießen mußte, wenn die Einbrecher durch die Zimmertüre kämen. Davor hatte ich fast mehr Angst als vor den Dieben. Die Tür schien geöffnet zu sein, denn ich hörte eilige Schritte und Geflüster im Lagerraum. Etwas fiel. Plötzlich eiliges Laufen in Straßenrichtung. Dann absolute Stille. Gespannt saß ich weiter mit dem Revolver in der verkrampften Hand und wartete. Ich hörte nichts mehr, nur den Platzregen, der vom Himmel rauschte. Ich muß lange so wie eine Statue gesessen sein, bis ich endlich laute Stimmen auf Deutsch hörte. Wolf stürzte mit entsetztem Gesicht ins Zimmer, hinter ihm unser Bekannter. Sie hatten die Tür offen vorgefunden. Vor dem Haus hockte zitternd ein Polizist. Er meinte, daß offenbar unerwartet auftauchende Passanten die Einbrecher verscheucht hätten. Unser uniformierter Beschützer hatte sich ganz typisch für einen hiesigen Polizisten verhalten. Er hatte sich zitternd vor die Tür gesetzt, weil er es nicht wagte, die dunklen Räume zu betreten, und wollte den Eindruck erwecken, das Geschäft zu bewachen, in der Hoffnung, dafür eine gute Belohnung zu bekommen. Wolf gab sie ihm schließlich. Es wäre unklug, es sich mit der Polizei zu verderben. Wolf kochte mir eine Tasse starken Kaffee, damit meine Lebensgeister erwachten. Langsam erholte ich mich aus meiner Erstarrung. Freunde rieten mir später zu Schießübungen. Doch dabei zeigte ich leider so wenig Talent, daß mir nur die Hoffnung blieb, ähnlichen Erlebnissen zu entgehen.

Kurz nach diesem Abenteuer erreichten uns zwei Todesnachrichten aus unserem Bekanntenkreis. Hans Klingenberg war nach kurzer Krankheit an Typhus gestorben. Er war viel auf Reisen gewesen und hatte sich irgendwo angesteckt. Ungekochtes Wasser und Obst sind besonders gefährlich.

Der andere Todesfall war für viele Tage Stadtgespräch gewesen. Karina Müller, die russische Frau des Möbelfabrikanten, hatte mit Schlaftabletten Selbstmord begangen. Schon lange litt sie unter Depressionen. Der Mann ging seine eigenen Wege, die ihn ausschließ-

lich zu zahlreichen Freundinnen führten. Und ihr Sohn verkehrte oft in deutschen Kreisen, die ihr zuwider waren. Sie hatte sich nie in Ecuador einleben können. Vater und Sohn fanden sie, als sie nach einer durchzechten Nacht spät nach Hause kamen. Ihr Fall war keine Ausnahme. In letzter Zeit suchten einige Emigranten diesen letzten Ausweg. Vor allem Ältere waren dem Existenzkampf in der Fremde nicht gewachsen. Allein die Sprachschwierigkeiten schienen einigen unüberwindlich. Wie viele würden noch diesen Weg gehen?

Die Zeit verging mit genügend Arbeit und oft sonderbaren Erlebnissen. Wir nahmen es mit Humor und schon ging alles leichter. Eines Tages platzte ein Beamter von der Sanitätsbehörde in unser Geschäft hinein. Wichtig-tuerisch bellte er: »Revision der Hygiene!«

Mit echt europäischem Respekt ließen wir ihn alles besichtigen ohne ihn aus den Augen zu lassen. Er drehte schweigend seine Runde und ging. Einige Tage später kam er zurück und meinte, er hätte festgestellt, daß unser Kühlschrank nicht in Ordnung wäre. Unser Kühlschrank? Wir hatten gar keinen. Er galt noch als reines Weltwunder. Wir merkten ihm an, daß er einen Grund suchte, aber weshalb? Unser Geschäft war sauber und ordentlich geführt im Gegensatz zu anderen in dieser Straße. Also was wollte er wirklich? Diese Frage stellten wir uns, nachdem er unverrichteterweise ging.

Als er ein drittes Mal auftauchte mit einem fadenscheinigen Vorwand, versuchte Wolf sein Glück auf eine andere Art. Er überreichte ihm stillschweigend eine große Wurst. Die Wirkung war beachtlich, denn der Beamte war wie verwandelt. Ihn interessierte nicht mehr die Hygiene. Auf die Wurst war sein Augenmerk gerichtet mit der er zufrieden verschwand. Endlich hatten diese Gringos begriffen was der Anstand erforderte! Von diesem Tage an pflegte er uns von Zeit zu Zeit aufzusuchen, lobte mit blumenreichen Worten das schöne Geschäft, bekam seine Wurst und zog befriedigt von dannen. Späterhin kam es dann soweit, daß er sich selbst die Sorte auswählte und ablehnte, was nicht nach seinem Geschmack war.

Am schlimmsten waren nach wie vor die kleinen Diebereien. Alles was erreichbar war im Geschäft wurde mitgenommen. Messer ver-

schwanden, sogar Einpackpapier. Manchmal nur die Tageszeitung. Wir räumten nun alles automatisch aus erreichbarer Nähe. Nur einmal waren wir für einen kleinen Moment in den Nebenraum gegangen, als wir schleichende Schritte hörten. Wir erwischten einen Indio, der hinter die Theke gekommen war und bereits die Hand nach der Uhr an der Wand ausstreckte. Wolf packte ihn am Kragen, schleppte ihn vor die Tür und schob ihn vor sich her bis zu der Ecke an der ein Polizist seinen Dienst versah. Wir wollten endlich einmal sehen, was mit einem Dieb passierte, den wir auch noch eigenhändig gefangen hatten. Der Polizist hielt den Dieb am Arm fest, als Wolf sagte, daß er nur seine Jacke mit seinem Paß holen wollte, damit er mit auf die Polizeiwache gehen konnte. Als er wieder zur Ecke zurückkam, stand der Polizist alleine da und der Ordnungshüter meinte mit dem harmlosesten Gesicht, daß er den Dieb schon mal zur Wache vorgeschickt hätte. Es klang wie ein Witz und nachdem wir uns genügend geärgert hatten, wußten wir, daß man mit der Polizei wirklich nicht rechnen konnte. Diese Geschichte trug natürlich bei unseren Freunden zur Heiterkeit bei. Nachdem sie uns gebührend ausgelacht hatten, erklärten sie uns, welchen Fehler wir begangen hatten. Wir hätten dem Polizisten klingenden Lohn versprechen müssen. Gegebenenfalls hätte es sogar gereicht den Namen seines höchsten Vorgesetzten zu nennen und anzudeuten, daß er ein Freund von uns sei, denn sonst hätte der Wachmann nur Angst vor dem Dieb und seiner Rache. Uns erschien die ganze Angelegenheit sehr kompliziert, würden wir jemals hinter alle Schliche kommen?

Nachdem wir bereits einige Monate das Geschäft besaßen, fiel uns auf, daß wir keinen der Hauseigentümer kannten. Pünktlich jeden Ersten des Monats kam ein ärmlich gekleideter junger Mann, um die Miete zu kassieren. Eines Tages schlich ein altes Weiblein zur Hoftür herein. Ungekämmt und schmutzig. Sie trug einen Eimer in der Hand und bat um Wasser. Ich hielt sie für eine der unzähligen Bettlerinnen und wollte sie mit einer kleinen Spende abfertigen. Maria winkte mich ins Lager, dort erfuhr ich von ihr, daß das die Frau unseres Hausherrn sei, der gegenüber wohne. Dort sah man nichts als eine hohe Mauer mit einem winzigen Türchen. Alles weiß verkalkt, wie die Behörden es an den Hauptstraßen vorschrei-

ben. Manchmal stieg hinter der Mauer Rauch auf, aber Menschen sahen wir nie.

Das verhutzelte Weibchen hielt eine lange Rede, in der sie dem Himmel dankte, so gute Mieter gefunden zu haben. Schließlich rückte sie mit dem Preis des Lobgesangs heraus: Ich solle ihr erlauben, jeden Tag bei uns Wasser zu holen. Sie hätten in ihrem Haus leider keine eigene Wasserleitung. Außerdem bat sie mich, ihr die Abfälle aus dem Geschäft zu schenken. Die Leute müssen sehr arm sein, dachte ich, und versprach ihr jeden Tag ein kleines Päckchen. Maria wußte es besser. Sie seien überhaupt nicht arm, meinte sie. Sie bettelten, weil es ihnen Spaß mache. Allein die beiden Grundstücke in der Hauptstraße bedeuteten ein Vermögen. Im übrigen besäßen sie ein paar Straßen weiter andere Häuser, die ebenfalls gut vermietet seien. Was trieb sie also dazu, so verwahrlost herumzulaufen und zu betteln? Nach einigen Tagen ging ich mit Maria unter dem Vorwand, »Abfälle« aus dem Laden zu bringen, zu ihnen hinüber, wo wir auf einem großen sandigen Hof von freilaufenden Hühnern und Schweinen begrüßt wurden. Eine kleine fensterlose Lehmhütte, davor offenes Feuer. Daneben hockte die Frau unseres Hausbesitzers und kochte das Abendessen. Etwas abseits von ihr saß ihr alter Mann. Er beachtete uns nicht, denn er war viel zu sehr darin vertieft, Läuse oder Flöhe in seinem Hemd zu suchen. An die verrauchte Hüttenwand war ein großes teures Radio gelehnt. Das allerneueste Modell. Die Musik lief auf voller Lautstärke. Ein eigenartiges Bild. Warum lebten sie nur so schrecklich armselig? Später hatte ich die Gelegenheit, sie danach zu fragen, warum sie sich eigentlich kein ordentliches Haus bauten. Darauf bekam ich eine ganz simple Antwort: »Es liegt nicht am Geld. Doch diese modernen Häuser sind schrecklich ungemütlich, da ist unser altes viel schöner.«

Sie kam oft zu mir und ging jedesmal mit einem Päckchen Abfälle. Manchmal brachte sie ihre Schwester mit, die schon von weitem nach Zuckerrohrschnaps roch. Maria mochte diese Leute nicht und verringerte kontinuierlich die Abfallrationen. Am besten sei es, meinte sie, ihnen gar nichts mehr zu geben. Sie hatte recht, denn bald forderten diese Leute ihre Miete im voraus, und ihr Ton wurde impertinenter.

Unsere Freunde rieten uns, einfach keine Miete mehr zu zahlen.

»Behauptet einfach, ihr hättet im Moment leider Geldschwierigkeiten.«

Als Maria das hörte, nickte sie eifrig. Wir versuchten es, und tatsächlich ließ der Erfolg nicht lange auf sich warten. Mit einem Schlag hörte das Betteln auf. Von nun an lauerten sie ständig auf die Miete und waren redlich bemüht, uns nicht zu verärgern.

Ausgerechnet in der Zeit, in der unser Geschäft sich immer erfolgreicher entwickelte, warf das Schicksal neue Schatten voraus. Eines Morgens betrat ein untersetzter Mann im Stehschritt das Geschäft. Schon von weitem sah man ihm an, daß er Deutscher war. Ohne sich vorzustellen sagte er in schneidendem Ton: »Ja, wißt ihr eigentlich nicht, was sich gehört? Lebt hier schon jahrelang und seid noch nicht mal in die deutsche Arbeitsfront eingetreten! Habt ihr denn überhaupt keine Ehre im Leibe?«

Dieser entsetzliche Ton! Ein Alptraum!

Wolf protestierte sofort: »Ich darf Sie darauf aufmerksam machen, daß wir uns im Ausland befinden. Wir haben nicht zwei Ozeane hinter uns gelassen, um uns von Ihnen solche unsinnigen Vorwürfe anhören zu müssen!«

»Ihr habt einen deutschen Paß, seid hier gemeldet und habt somit unseren Anweisungen zu folgen!« zischte er und ging.

Später erfuhren wir, daß es sich um den Ortsgruppenleiter des Gaus Quito gehandelt hatte. Konnte man diesen Leuten denn nirgends entgehen?

Was sollten wir tun? Unsere deutschen Freunde waren zwar selbst nicht mit allem einverstanden, was die deutsche Kolonie betraf, aber sie warnten uns und befürchteten, daß dieser Ortsgruppenleiter uns mit Druck auf unsere Verwandten in Wien erpressen könnte. Doch wir ignorierten den Vorfall.

Schon bald wurden die Bestellungen der meisten deutschen Kunden eingestellt. Zwar gab es auch Andersgesinnte unter den Deutschen, die weiterhin bei uns einkauften und sich erkundigten, ob wir mit den anderen Streit hätten, aber dieser massive Umsatzrückgang war ein großer Schlag für uns. Was war passiert? Ein Freund von uns ging der Sache auf den Grund und fand heraus, daß man uns auf die sogenannte »schwarze Liste« gesetzt hatte. Das bedeutete, daß es jedem Mitglied der deutschen Kolonie unter-

sagt war, bei uns zu kaufen. Daraufhin ließen viele sich nicht mehr bei uns blicken, andere schickten nur noch ihre Dienstboten. Als das langsam zu gefährlich wurde, schickten wir ihnen die Waren direkt ins Haus. Maria lieferte jeden Morgen bei den Kunden das Gewünschte ab und kam mit neuen Bestellungen zurück. Damit war der Verdienst zwar wesentlich schmaler geworden, aber wir konnten uns wenigstens über Wasser halten.

Der nächste Schlag ließ nicht lange auf sich warten. Am frühen Morgen des 7. Dezember 1941 griffen japanische Unterseeboote und flugzeugträgergestützte Kampfflugzeuge die amerikanische Pazifikflotte in Pearl Harbor an. Nahe gelegene Militärflughäfen wurden ebenfalls von den japanischen Flugzeugen bombardiert. Acht amerikanische Schlachtschiffe und zehn weitere Seeschiffe wurden versenkt oder schwer beschädigt, fast zweihundert amerikanische Flugzeuge wurden zerstört und nahezu dreitausend Marine- und Militärangehörige getötet oder verletzt. Der japanische Angriff markierte den Eintritt Japans in den Zweiten Weltkrieg an der Seite Deutschlands und Italiens, sowie den Eintritt Amerikas auf der Seite der Alliierten.

Die Nachricht schlug wie ein Blitz aus heiterem Himmel bei uns ein. Von da an konnte man täglich in der Zeitung verfolgen, welcher südamerikanische Staat sich den USA als Verbündeter angeschlossen hatte. Ecuador war noch nicht darunter, aber das durfte nur eine Frage der Zeit sein.

Die Nachrichten aus Europa klangen beängstigend. Sämtliche Schiffslinien hatten mittlerweile ihren Dienst eingestellt. Immer öfter hörte man von entsetzlichen Bombardierungen der Städte. Es mutete uns wie eine Erleichterung an, darüber mit unseren Freunden sprechen zu können, saßen wir doch alle im gleichen Boot. Die hiesige Bevölkerung interessierte sich allerdings weniger für den großen Krieg, der weit weg irgendwo auf der Welt ausgetragen wurde. Sie hatten ihre eigenen Probleme.

Zu Anfang des neuen Jahres machte uns die Sorge um unser Geschäft und unsere Existenz schwer zu schaffen. Die Einkünfte waren erheblich zurückgegangen. Immer mehr Kunden trauten sich nicht mehr, bei uns zu kaufen. Wir kämpften verbissen dagegen an, führ-

ten neue Waren ein, warben die Studenten der nahen Mittelschule und richteten eine Art Frühstücksstube ein. Damit schien es ein wenig aufwärts zu gehen, aber nur für kurze Zeit.

Das neue Jahr brachte uns auch eine freudige Veränderung. Eine Routineuntersuchung beim Arzt hatte ergeben, daß ich schwanger war. Wolf benahm sich wie ein Kind, als er die Nachricht hörte. Er nahm mich in den Arm und schwenkte mich jubelnd im Kreis herum. Vor lauter Freude wußte er nicht, was er anstellen sollte.

»Weißt du, jetzt bekommt unser Kampf erst einen Sinn, nun werden wir eine richtige Familie. Es wird gehen, es muß gehen, schon alleine für das Kind.«

Ob das Kind Wolfs Augen hatte, seine Nase, oder seinen Mund? Stundenlang konnte ich darüber grübeln. Mein Glück war vollkommen und meine Umwelt fast vergessen. Wolf war sehr um mich besorgt, er hätte mich am liebsten in Watte gepackt und in eine Ecke gesetzt, damit unserem Kind nichts passiert, bis ich ihm klar machen konnte, daß eine Schwangerschaft keine Krankheit ist, bei der man sich schonen muß.

Bald kam der Tag, an dem die Zeitungen mit roter Schlagzeile verkündeten, daß Ecuador sich den USA angeschlossen hatte und als Alliierte der USA Deutschland den Krieg erklärte. Nun saßen wir in der Falle! Zunächst geschah nichts. Es war wie die Ruhe vor einem Sturm. Sogar unser Ortsgruppenleiter schien uns vergessen zu haben. Er hatte genug andere Sorgen, und das war gut so.

Es dauerte nicht lange und Herr Unger erschien, um uns mitzuteilen, daß er sein Unternehmen verkauft habe und sich vorläufig in eine andere Provinz zurückziehen wolle, weshalb er uns zukünftig nicht mehr mit seinen Waren beliefern könne. Das war das Ende unseres Geschäftes. Was bedeutete schon die Tatsache, daß er vertraglich verpflichtet war, uns die Waren zu liefern? Jeder versuchte zu retten, was zu retten war. Auf unsere Fragen antwortete er kaum. Sein auffälliges Selbstbewußtsein war auf einmal wie weggeblasen, er war nur von dem einzigen Gedanken beseelt, wie er sein Geld sicher fortschaffen konnte.

Wie wir erfuhren, hatte Herr Unger seine Firma an zwei ungarische Emigranten verkauft, die vom Fach waren und den Betrieb

vergrößern wollten. Uns blieb keine andere Wahl, als sie zu fragen, ob sie uns beliefern wollten, auch wenn es noch so fraglich war, denn sie waren Juden. Wie atmeten wir auf, als sie uns versicherten, daß sie keine Schwierigkeiten sähen, mit uns zu arbeiten. Bestimmt würde es wieder aufwärts gehen.

Doch es kam ganz anders. Kurze Zeit später eröffnete ebenfalls ein ungarischer Jude in unserer unmittelbaren Nähe ein Lebensmittelgeschäft. Er genoß scheinbar ein besonders hohes Ansehen in der jüdischen Gemeinde, denn plötzlich begannen alle Glaubensgenossen, für ihn Kunden zu werben und bei ihm einzukaufen. Wer nicht mitmachte, wurde boykottiert. Mit einem Mal flammten Feindseligkeiten auf, die es früher nicht gab. Unversehens waren wir zwischen zwei Mühlsteine geraten. Schließlich mußten wir schweren Herzens das Geschäft aufgeben, um wenigstens einen Teil unseres Ersparten zu retten. Alle Mühen waren umsonst gewesen. Der Krieg hatte uns auch hier erreicht. Maria, die treue Seele, weinte sich die Augen aus. Klagend erzählte sie allen, ob sie es hören wollten oder nicht, daß ihre arme Patrona nicht einmal wüßte, wo sie ihr Baby auf die Welt bringen sollte. Maria hatte sich so sehr auf das Kind gefreut. In ihrer Vorstellung würde es so blond wie das Jesuskind sein, denn schließlich war Jesus ja auch ein Gringo. Daß wir sie entlassen mußten, weil wir sie nicht mehr bezahlen konnten, wollte ihr nicht in den Kopf. Immer wieder beteuerte sie, daß sie bestimmt nicht zur Last fallen würde und sie in Zukunft noch sparsamer einkaufen wolle, wenn sie nur bei uns bleiben könne.

Wir wurden registriert. Alle, die einen deutschen Paß ohne »J« besaßen, mußten sich melden. Wir sollten in ein Sammellager irgendwo in der Provinz gebracht werden, hieß es. Andere meinten, daß man uns abtransportieren werde, entweder in die USA oder sogar nach Europa. Doch niemand konnte uns eine genaue Auskunft geben, auch die Emigrationsbehörde nicht.

Inzwischen hatte man die deutsche Schule geschlossen. Die Deutsche Botschaft bereitete sich zur Abreise vor. Überall verschwanden Menschen spurlos im Landesinneren. Wenn sich jemand mit vielen guten Wünschen oder mit mehr als den üblichen höflichen Worten verabschiedete, wurde nicht weiter nachgefragt.

Man wußte, was er vorhatte – er würde das Weite suchen.

Die Frage, wo wir einen neuen Unterschlupf finden konnten, wurde drängender, denn in wenigen Tagen wollten die Nachfolger unser Geschäft und die Wohnung übernehmen.

Die Lösung kam völlig unerwartet. Ein Deutscher, der hier geboren war und noch nie Deutschland gesehen hatte, sollte, so unfasslich es war, ebenfalls abtransportiert werden. Er bot uns an, in sein Haus zu ziehen.

»Vielleicht schaffen Sie es ja, hierzubleiben. Mir wäre es sehr lieb, wenn Sie so lange in mein Haus einzögen, denn sonst wird sofort alles gestohlen.«

Er war viel älter als wir. Witwer, seine Frau war vor kurzem gestorben. Seine drei Kinder sprachen kaum Deutsch. Nun sollte er mit ihnen in die fremde Heimat gebracht werden. Eine verzweifelte Situation. Seine einzige Hoffnung war, in Deutschland Verwandte zu finden, die sich seiner Kinder annehmen würden.

Sein Haus hatten seine Eltern gebaut. Es lag am Ende der Stadt. Es sollte sehr geräumig sein und ein großes Grundstück haben. Außer uns würden dort nur zwei Diensthoten wohnen, die schon bei seinen Eltern gearbeitet hatten. Uns kam dieses Angebot sehr gelegen. Nur, wie lange wir bleiben konnten, wußten wir nicht.

Wenige Tage später schnürten wir unser Bündel und machten uns mit einem Mietwagen auf den Weg, der durch immer verwahrlostere Stadtviertel führte. Mein Gott, wo sollte das alles hinführen! Schließlich kamen wir in eine Gegend, die wir nie gesehen hatten. Endlich erreichten wir ein großes Gebäude. Es sei das Stadtgefängnis, meinte der Fahrer. Danach sah man nur noch kleine Hütten. Mein Mut hatte den Nullpunkt erreicht. Das Haus schien ja gar nicht mehr in der Stadt zu liegen! Dann blieb der Wagen vor einer hohen Mauer mit einem kleinen Tor, das von wilden Schlingrosen überwuchert wurde, stehen. Wohin das Auge reichte, leuchteten Rosen in allen Farben auf. Hinter der Mauer lag ein kleiner Garten, von dem man auf alle Hütten hinunterschauen konnte, an denen wir vorher vorbeigefahren waren. In die Ecke des Gartens gedrückt, lag das eigenartigste Haus, das ich je gesehen hatte. Eigentlich waren es zwei Häuser. Das eine Haus war ein niedriger langgestreckter Bau mit einer schmalen Außentreppe aus Holz, die in das höhere Stockwerk führte. Unten waren Küche und Eßzimmer und

oben zwei Schlafräume eingerichtet. Aber das Originellste war das Badezimmer. Es war genauso groß wie das Wohnzimmer. Wer aus dem Badezimmerfenster schaute, mußte einigermaßen schwindelfrei sein, denn es ging sicher an die fünfzig Meter steil den Felsen hinunter. Von hier aus konnte man direkt in den Hof des Gefängnisses sehen. In diesem Badezimmer thronte einsam eine uralte Badewanne auf verschnörkelten Füßen. Wände und Fußboden waren mit einem dichten Geflecht von Rissen überzogen. Als ich den Hahn aufdrehte, flossen dünne Fäden einer braunen Brühe heraus. Die Wanne schien nur zur Dekoration dazusein. Das andere Haus, ein altes verwittertes Gebäude, ragte wie ein Turm in die Höhe. Es war mit dem untersten Stockwerk direkt in den Felsen eingebaut. Hier wohnten die beiden alten Dienstboten. Das Ganze sah aus wie eine von Eukalyptusbäumen bewachte verwunschene Ritterburg. Unsere Wohnung war hell und freundlich, die Küche wie üblich ein nackter Raum zum Kochen.

Nach einem arbeitsreichen putzwütigen Tag hatten wir alles sauber gemacht und eingerichtet. Unsere Tiere waren über so viel Freiheit begeistert. Pussi ging gleich auf Entdeckungsreise. Nur Tasso schien etwas traurig zu sein, denn sein Halbbruder war nicht mitgekommen. Wir hatten ihn den Nachfolgern im Geschäft überlassen. Sie fanden ihn so hübsch, daß sie uns fragten, ob sie ihn nicht übernehmen könnten. So ließen wir ihn schweren Herzens bei ihnen. Wir wußten, daß es ihm dort sehr gutgehen würde, und für unsere knappe Kasse war es eine Entlastung, einen Hund weniger versorgen zu müssen.

Die Leute, die in unserer Nachbarschaft lebten, vorwiegend Indios und Mestizen, waren sehr freundlich. Die meisten von ihnen arbeiteten im Steinbruch. Größtenteils Ex-Sträflinge, wie sie ganz offenerzig erzählten. So auch mein kleines mageres Männlein, das eine Axt sein eigen nannte und nun in unserem Garten für uns das Holz hackte. Lohn erwartete er keinen. Er bat nur, jeden Tag ein kleines Bündel Holz mit nach Hause nehmen zu dürfen für seine Arbeit. Redselig wie er war, schimpfte er über die unverständlichen Gesetze sobald ich mich näherte.

»Patrona, wie kann man einen vernünftigen Mann einsperren, der seinem Rivalen zeigt, daß er der Herr im Haus ist?«

Er schüttelte heftig den Kopf.

»Wieso steckt man einen Bruder ins Gefängnis, der nichts Schlimmes getan hat, wenn er die verlorene Ehre seiner Schwester rächt?«

Erneutes unbegreifliches Kopfschütteln.

»Wie kann man nur solche Männer verurteilen? Sie sind doch völlig unschuldig, Patrona!«

Ich nickte ihm verständnisvoll zu.

»Nun, und warum warst du im Gefängnis?« fragte ich ihn, denn ich konnte mir bei seiner Figur beim besten Willen nicht vorstellen, daß er einen Rivalen umgebracht hatte.

»Die Schwiegermutter war es, die mir das Leben zur Hölle machte. Wissen Sie Patrona, irgendwann habe ich die Geduld verloren und sie ein bißchen verprügelt. Ihr eigener Mann hat es ja früher auch gemacht als er noch lebte. Und plötzlich - sicher nur um mich ins Gefängnis zu bringen - war sie tot! Ein richtiger Mann kann sich schließlich nicht von den Weibern plagen lassen!« sagte er mit fester Überzeugung und hantierte munter mit seiner Axt weiter. Ich war allein zu Hause, aber er benahm sich friedlich und zeigte keine weiteren Mordgelüste.

Paul Raabe, ein Techniker aus Deutschland, ein gern gesehener Gast der »Blumenhofgemeinde«, hatte sich spontan entschlossen, zu uns zu ziehen.

Am nächsten Morgen frühstückten wir gemütlich bei strahlendem Wetter auf der Wiese und berieten, wie wir unsere materielle Lage verbessern konnten. Bei unserem Gespräch kam nicht viel heraus, denn weder Wolf noch Paul durften arbeiten, deshalb mußten wir mit dem Geld aus dem Verkauf des Ladens so sparsam wie möglich umgehen. Trotz des Arbeitsverbotes wollten beide aber unbedingt etwas dazu verdienen. Die Frage war nur, wie viele Augen einen bewachten, wenn man auf der schwarzen Liste stand.

Eines Abends kam Paul im strömenden Regen mit einem Landsmann nach Hause. Wir kannten Andreas Kühne nur flüchtig. Er suchte genau wie wir einen Unterschlupf vor seinen eigenen Leuten aus der deutschen Kolonie. Da genug Platz vorhanden war, nahmen wir ihn kurzerhand in unserer Runde auf. Jetzt waren wir zu viert. Er gab sein Scherflein dazu, und ich kochte für alle. Die Haus-

arbeit wurde aufgeteilt. Plötzlich umringten mich eine Menge Helfer, geradezu rührend darum bemüht, daß ich keine schweren Arbeiten machte. Ich mußte mich energisch dagegen wehren, denn sonst hätten mich die drei Männer überhaupt nichts machen lassen. Nachmittags gingen sie auf Arbeitssuche. Wolf konnte etwas Schriftliches erledigen, und Paul reparierte einen Motor. Andreas war jedoch aus anderem Holz. Jeden Nachmittag fand man ihn in einem Lokal, in dem sich regelmäßig die Würfelspieler trafen. Wenn er gewann - und das war nicht selten der Fall - legte er, wie Paul und Wolf, seine »Beute« auf den Tisch. Das war dann sozusagen unsere »Kriegskasse«, mit der ich am nächsten Tag unsere Einkäufe auf dem Markt finanzierte, bei denen mich übrigens immer einer meiner Männer begleitete. Doch es dauerte nicht lange und sie meinten, daß der steile Weg zu beschwerlich für mich sei, und erledigten die Besorgungen allein.

Von Maria hatte ich mich vor unserem Auszug ja leider trennen müssen. Ich besorgte ihr bei einer schweizer Familie einen neuen Arbeitsplatz. Trotzdem konnte sie uns nicht vergessen. Es verging kaum eine Woche, in der sie uns nicht besuchte. Wenn sie sich abends tränenreich verabschiedete, vergaß sie nie, den Patron zu fragen, wann er denn genug Geld haben würde, um sie wieder einzustellen. Am liebsten wäre sie ohne Lohn hiergeblieben.

Eines Tages erschien ein Beauftragter der Deutschen Botschaft und teilte uns übergangslos mit, daß wir uns sofort mit unserem deutschen Paß auf der Botschaft zu melden hätten. Wir sollten entweder in ein Sammellager in Texas oder umgehend nach Europa verschifft werden. Jedenfalls sei es ausgeschlossen in Ecuador zu bleiben. Die Anordnung zur Abreise könne im übrigen von einem Tag zum anderen erfolgen. Wir fühlten uns wie vor den Kopf geschlagen. Paul und Andreas machten sich umgehend auf den Weg zur Botschaft, um nähere Einzelheiten zu erfahren. Das Schlimme war nur, daß sie zu allem Übel auch noch unter die Wehrpflicht fielen.

Die Nachrichten, die Paul und Andreas mitbrachten, waren wenig verheißungsvoll. Es blieb nur ein Ausweg: Wir mußten auf eine entlegene Hazienda verschwinden.

Zwei Wochen vergingen, und nichts geschah. Es regnete so schlimm, daß selbst die Älteren sich an solch eine Regenzeit nicht

erinnern konnten. An einem dieser Tage konnte Wolf die Spannung nicht mehr aushalten, er meinte, es sei besser, in die Höhle des Löwen zu gehen, um herauszubekommen, was denn endlich mit uns geschehen solle, immerhin habe man uns als politische Flüchtlinge aufgenommen. Er packte alle unsere Dokumente in eine Tasche und ging in den Regen hinaus. Eigenartigerweise wurde mir von diesem Moment an wohler.

Die Stunden vergingen schleppend. Es war bereits dunkel. Niemand wollte sprechen. Wir lauschten auf jeden Schritt, der sich dem Haus näherte, doch außer dem monotonen Regenrauschen war nichts zu hören. Endlich, ich weiß nicht mehr, nach wie langer Zeit, betrat Wolf müde und erschöpft den Raum. Zuerst sei er bei der hiesigen Emigrationsbehörde gewesen. Der Chef dort, ein sehr netter Däne, habe ihm versichert, daß seine Behörde nichts gegen unseren Aufenthalt einzuwenden habe. Leider hätten aber die anderen ein Wörtchen mitzureden. Mit dieser Auskunft habe er sich zur Nordamerikanischen Botschaft aufgemacht, wo er nach langem Warten endlich einen der verantwortlichen Herren sprechen durfte. Ihm habe er haarklein erklären müssen, aus welchem Grund wir aus der Heimat geflohen seien. Daraufhin habe man die Papiere genauestens überprüft und ihm gesagt, daß wir bei ihm vorgemerkt würden. Er müsse nun mit der Britischen Botschaft Kontakt aufnehmen. Schließlich habe man ihn ohne eine konkrete Auskunft gehen lassen. Abwarten! Dieses zermürbende endlose Warten. Wir wollten zumindest hierbleiben, bis unser Kind zur Welt kommen würde. Aber im Augenblick schien es auf der ganzen Erde kein einziges ruhiges Fleckchen zu geben. Inzwischen gab mir Wolf keine Zeitung mehr zu lesen. Ich solle mich schonen, sagte er, es stünden ja doch nur lauter schreckliche Nachrichten darin.

Es war nach dem Mittagessen, als jemand rief, draußen sei ein Herr von der Deutschen Botschaft. Dieser sagte nur: »Die Herren Raabe und Kühne: Bitte sofort zur Botschaft. Morgen früh einfinden zum Zug nach Guayaquil.« Und schon lief er weiter.

Wir blieben wie angewurzelt am Tisch sitzen und konnten uns nur stumm ansehen. Nun war der gefürchtete Moment da. Paul und Andreas standen nach einer geraumen Weile stillschweigend auf und gingen. Wir blieben alleine zurück. Würde man uns auch rufen? Oder hatte Wolfs Eingabe auf der Botschaft doch etwas ge-

nützt? Ohne ein Wort zu sagen, nahm ich meine Arbeit auf. Ich mußte mich einfach ablenken. Wolf lief im Zimmer unruhig auf und ab, als hätte man ihn aufgedreht.

Die Wochen vergingen. Inzwischen waren wir in den unteren Teil des Hauses gezogen. Hier waren wir näher zur Straße, und man konnte zumindest Leute sehen. Das Wetter war kalt und regnerisch, und in jener Nacht, als das schlimmste Unwetter tobte, kam das Erdbeben. Der erste Stoß war dermaßen stark, daß wir sofort aus dem Bett sprangen. Ich kam etwas mühsam hoch, während Wolf bereits die Tür öffnete. Der nächste Stoß war noch stärker als der erste. Ich sah nur, wie Wolf stumm auf die Wand hinter mir starrte, dort wo unser Bett stand. Im gleichen Atemzug schrie er: »Schnell, raus!« Er warf mir einen Mantel über meine Schultern und schlepte mich in den Garten.

Das Beben wollte gar nicht mehr aufhören. Keuchend stolperten wir weiter durch den Regen Richtung Straße. Unter einem Strauch fanden wir etwas Schutz vor dem peitschenden Regen. Alle Lichter waren verloschen. Die Strommasten standen schief, und die Drähte waren gerissen. Aus allen Häusern liefen schreiend halb bekleidete Menschen. Unterdessen gingen die Erdstöße unaufhörlich weiter, und wir hofften nur inständig, daß sich keiner der Felsen über uns lösen würde. Mitten in diesem furchtbaren Chaos begannen die Leute laut auf den Straßen den Rosenkranz zu beten. Die Frauen schrien bei jedem Stoß, und überall war das Weinen der verängstigten Kinder zu hören, in das sich gespenstisch das Schreien der Gefangenen mischte. Sie wollten raus, weil sie fürchteten, daß das Gefängnis einstürzte und sie unter sich begrub, aber man ließ es nicht zu. Doch einige mußten die Wirren des Chaos zur Flucht genutzt haben, denn plötzlich ertönten die Sirenen, und es strömten bewaffnete Wächter auf die verwüstete Straße.

Nachdem eine ganze Weile das Beben verklungen war, wagten wir uns vollkommen durchnäßt ins Haus. Erst jetzt erzählte mir Wolf, was ihn so entsetzt hatte, als er an mir vorbei auf unser Bett gestarrt hatte. Die Wand, an der unser Bett stand, habe sich beim ersten Stoß so weit geöffnet, daß man direkt den Himmel sah, merkwürdigerweise habe sie sich beim nächsten Stoß aber wieder geschlossen. Hinter dieser Mauer ging es viele Meter tief in die Schlucht.

In den Zimmern lag zwar etwas abgebröckeltes Mauerwerk herum, aber sonst war nichts geschehen. An Schlaf war in dieser unheimlichen Nacht natürlich nicht mehr zu denken. Wir kochten uns einen heißen Tee und zogen trockene Kleider an. Die Türen mußten weiter geöffnet bleiben, das war das Wichtigste bei einem Erdbeben.

Am nächsten Morgen kam mein besorgter Arzt, um nach mir zu sehen. Obwohl mir das Erdbeben außer einem Schnupfen keinen Schaden zugefügt hatte, verordnete er mir trotzdem einige Tage Bettruhe.

Die Zeitungen brachten Nachrichten speziell über Guayaquil, das Epizentrum. Über eingestürzte Häuser, viele Tote und Verletzte wurde berichtet. Auch bei uns in Quito waren die Auswirkungen beachtlich, aber es mußten zumindest keine Toten beklagt werden. Um Gott zu danken, daß er die Menschen vor Schlimmerem bewahrt hatte, zogen Prozessionen durch die Stadt.

Ganz in der Nähe unseres Hauses zweigte eine Straße ab, die zum Friedhof der Stadt führte, so daß ich vom Fenster die eigenartige Sitte der Beerdigungen beobachten konnte. Der Stadtteil, durch den die Trauerzüge zogen, war einer der ärmsten. Er führte über ungepflasterte, staubige Straßen an heruntergekommenen Hütten und alten Lehmhäusern vorbei. An vielen dieser Haustüren wurden fertige Speisen zur Stärkung der Trauergäste verkauft, die in Töpfen über offenem Holzkohlenfeuer zubereitet worden waren. Manchmal brien sie ein ganzes Schwein, wobei die Verkäuferin genau das Stück absälbelte, welches der Kunde haben wollte. Das Ganze wurde auf einem grünen Blatt serviert. Dazu trank man den beliebten Zuckerrohrschnaps. Die Reichen kamen im Auto, die Armen gingen zu Fuß. Mir fiel auf, daß kaum Frauen in den Trauerzügen zu sehen waren.

Am traurigsten wirkten auf mich die Leichenzüge der Indios. Sie gingen in völlig ungeordneten Reihen. Männer, Frauen und Kinder, alle barfuß und im Poncho. Jeder schleppte einmal den Sarg. Ab und zu stellten sie ihn hin, um auszuruhen. Die Frauen zeigten durch lautes Schreien und Weinen ihre Trauer. Das gehörte zum Ritual. Auf dem Friedhof mußten sie sich sogar das Grab selbst schaufeln. Einen Geistlichen würde man vergeblich suchen, denn die Indios hatten nicht genug Geld, um ihn sich leisten zu können,

vom Luxus eines Leichenwagens ganz zu schweigen. Die einzige geistliche Handlung war ein vereinzelt Vaterunser am Grab. Der größte Teil der Trauernden hatte jedoch in der vorangegangenen Nachtwache bereits so viel Alkohol getrunken, daß keiner mehr das Vaterunser zu Ende beten konnte. Anschließend wurde das Grab zugeschaufelt, und dann verlief sich der Zug wieder wie eine Herde verschreckter Schafe.

Noch trostloser war es, wenn ein kleines Kind beerdigt wurde, dann zog die Trauergesellschaft laut lärmend durch die Straßen. Einer der Indios trug den kleinen Sarg unter dem Arm. Man begrub das Kind und kehrte wieder zurück. Es starben ja so viele Kinder. Fragte man eine India, wie viele Kinder sie hatte, antwortete sie zum Beispiel: »Sechs – und vier im Himmel.«

Eines Morgens erzählten unsere Nachbarn, daß man an der Straßenkreuzung zum Friedhof einen zerbrochenen Sarg an ein Haus gelehnt gefunden hätte. Der Tote, ein alter Indio, sei herausgefallen und hätte auf der Straße gelegen, wo ihn die ganze Nachbarschaft fassungslos angestarrt hatte. Endlich war einer auf die Idee gekommen, die Sanitätsbehörde zu verständigen. Von den Angehörigen sei jedoch niemand zu sehen gewesen, so sehr man auch nach ihnen gesucht habe. Als dann endlich das Sanitätsfahrzeug eintraf, habe man den Toten so gut es ging in den zerbrochenen Sarg gelegt und ihn zum Friedhof gebracht, um ihn dort irgendwo zu vergraben. Am Abend war fast das ganze Indiodorf erschienen, um verzweifelt den Vater zu suchen. Sie hatten, nachdem sie am Vortag von weit her aus dem Dorf gekommen waren, den Sarg erschöpft an eine Wand gelehnt. Da Tote bekanntlich nicht weglaufen können, waren sie in die nächste Kantine eingekehrt. Anschließend mußte die kleine Stärkung wohl in ein regelrechtes Saufgelage ausgeartet sein. Erst am nächsten Tag hätten sie sich mit ihren umnebelten Sinnen an den Toten erinnert. Doch so sehr sie ihn auch suchten, sie fanden ihn nicht mehr. Er war wie vom Erdboden verschwunden, mitsamt seinem Sarg. Daraufhin hockten sie sich auf den Boden, weinten und schrien, bis es ihnen endlich wie Schuppen von den Augen fiel. Offensichtlich mußte er ein so gottgefälliger Indio gewesen sein, daß der liebe Gott ihn in der gleichen Nacht mitsamt seinem Sarg in den Himmel geholt hatte. Je mehr sie darüber nachdachten, desto fester waren sie davon überzeugt, daß

es ein Wunder war! Nun zogen sie stolz über die Ehre, die ihrem Verstorbenen vergönnt war, in ihr Dorf zurück, um das Wunder gebührend zu feiern.

So lebte der Indio in allen Zonen des Hochlandes der Anden. Er lebte am Rande jeden Fortschritts. Er hatte seine eigenen Ideen und wollte nichts von Neuheiten wissen. Obwohl er vom Rest der Bevölkerung ausgenutzt wurde, würde sich niemand beschweren, wenn er mitten in der Stadt unter einem Hauseingang seinen Rausch ausschleife, oder in einem Park samt Familie sein Mahl hielte und eine Menge Speisereste zurückließe. Man verstand ihn, man brauchte ihn, aber man half ihm nicht vorwärts. Diese Indios waren ein eigenartiges Volk, oft sehr schlau, allem Fremden gegenüber mißtrauisch und jeglicher Zivilisation schwer zugänglich.

Im Juli war es endlich soweit. Ich ging früh auf die Veranda, um die noch junge Sonne und den blauen Himmel über den Bergen zu genießen. Aus den mit glitzernden Tauperlen geschmückten Rosen strömte ein süßlicher Geruch. Eine fast feierliche Stimmung lag über allem. Ich hatte keine besonderen Beschwerden, außer einem leichten Ziehen im Rücken. Ich beschloß, ein wenig zu warten, um keinen falschen Alarm zu geben. Wolf schlief noch. Ich wollte das Frühstück machen. Tasso und die Katzen spielten im Garten. Inzwischen waren die Anzeichen deutlicher geworden. Vorsichtshalber weckte ich Wolf, denn der Weg zum Arzt war sehr weit, bis zum anderen Ende der Stadt. Wie die meisten Männer war er sehr aufgereggt. Er wollte gleich loslaufen. Nur mit der allergrößten Mühe konnte ich ihn zum Frühstück überreden. Wir hatten übrigens vorher »Zuwachs« bekommen. Der deutsche Kunstmaler Karl König und seine Frau Monika, auch sie Freunde aus der »Blumenhofgemeinde«, waren zu uns gezogen. Ich war sehr froh darüber, doch ich spürte sehr bald, daß die angespannte politische Lage und die ungewisse Situation für deutsche Emigranten, ihre Ehe enorm belastete.

Monika war zur Zeit des großen Ereignisses gar nicht zu Hause. Sie hatte die Pflege bei einer alten Dame übernommen. Im Brustton der Überzeugung erklärte uns Karl, daß ich noch lange Zeit hätte, bis es soweit wäre, darauf könne ich mich verlassen, er sei ja schließlich selber Vater und wüßte, worauf es ankäme, jedenfalls könne er

in Ruhe die Einkäufe erledigen. Wolf war zum Arzt gefahren. Ich war allein im Haus. Ich erinnerte mich an den Rat des Arztes, mich in den ersten Stunden genügend zu bewegen und begann, allerlei zu ordnen und die Babysachen vorzubereiten. Meine gute Stimmung blieb mir treu und die Bewegung tat mir gut. Nachdem etwa eine Stunde vergangen war, setzten die Wehen in kurzen Abständen ein. Ich zwang mich zur Ruhe und hätte viel darum gegeben, jemanden bei mir zu haben. Als die Wehen immer stärker wurden, bekam ich Angst, daß meinem Baby etwas passieren könnte. Plötzlich erschien mir das große Haus unheimlich. Verzweifelt horchte ich, ob sich nicht endlich Schritte näherten. Nach einer endlosen Zeit hörte ich Karl ein lustiges Lied pfeifen. Er blieb abrupt stehen, sah mich kurz an, und ehe ich ihm etwas sagen konnte, drehte er sich auf dem Absatz um und rannte hinaus. Kurz darauf stand der Arzt vor mir. Was genau in den nächsten Minuten geschah, kann ich gar nicht sagen. Ich hörte ihn nur aufgeregt nach seiner Tasche rufen. In diesem Moment begann das Kind laut und kräftig zu schreien. Es klang so wunderbar, daß ich sofort aus meinem momentanen Nebel erwachte. Als ich mich umsah, blickte ich in das entsetzte Gesicht von Wolf. Er war vor Aufregung ganz bleich. Selbst der Arzt hatte Schweißperlen auf der Stirn.

»Sie hatten es aber eilig«, schmunzelte er.

Aber es war alles in bester Ordnung. Der Doktor badete das Kind sogar selbst, wickelte es und legte mir meinen Sohn ins Bett. Rosig sah er aus und gar nicht runzelig, sein kleines Köpfchen war voller blonder Haare. Er schlief so sanft, als ob nichts geschehen wäre.

Uns erschien alles wie ein Traum. Mit einem Mal wurden die Sorgen ganz klein. Um seinetwillen würden wir den Kampf aufnehmen. Jetzt hatte alles wieder einen Sinn.

Im September, Königs waren inzwischen fort, Martin, unser Sohn, entwickelte sich ganz prächtig und war uns in diesen dunklen Tagen ein heller Lichtblick, riet man Wolf in der Deutschen Botschaft dringend, Quito zu verlassen und irgendwo in einer Provinzstadt Unterschlupf zu suchen, hier gebe es zu viele Leute, die wissen wollten, warum man nicht auch uns, die wir doch schließlich kein »J« im Paß hätten, abtransportieren würde. Wohin wir gehen sollten, konnte man nicht sagen. Wolf war am Boden zerstört.

Selbst Martin schaffte es nicht, ihn ein bißchen aufzuheitern.

Eines Tages hörte ich Wolf vergnügt vor sich hin pfeifend ins Haus eilen. Jetzt ist er übergeschnappt, war mein erster Gedanke. Als ich dann in sein strahlendes Gesicht sah, wußte ich, daß irgend etwas Wunderbares geschehen sein mußte. Er hatte auf der Straße Señor Pedrez, Martins Taufpaten, getroffen, der gerade auf dem Weg zu uns war, um Wolf ein Arbeitsangebot zu machen. Er hatte vor Kurzem zusammen mit anderen vermögenden Partnern in der Provinzhauptstadt Riobamba eine Textilfabrik gekauft und sich entschlossen, mit seiner Familie dorthin zu übersiedeln, um seine neue Aufgabe als geschäftsführender Direktor wahrzunehmen. Wolf sollte als seine Vertrauensperson mitkommen und die Organisation der Büroarbeiten übernehmen. Señor Pedrez wollte ihm ein Gehalt und eine kostenlose Wohnung zur Verfügung stellen.

Das Angebot, in die Provinz zu gehen, kam uns wie gerufen. Selbst wenn die Versprechungen niemals vollkommen eingehalten wurden - das wußten wir aus Erfahrung -, blieb uns nichts anderes übrig, als anzunehmen. Schon in den nächsten Tagen sollte Wolf nach Riobamba reisen, um sich einzuarbeiten. Zu Weihnachten wollte ich dann mit dem Kind nachkommen. Das Geschäft mußte so schnell wie möglich anlaufen, denn sämtliche Lieferungen aus USA und Europa waren gestoppt worden, also mußten einheimische Stoffe einen reißenden Absatz finden. Nur eines störte Wolf, man hatte ihm noch nicht sein Gehalt mitgeteilt, das sollte erst auf der nächsten Sitzung beschlossen werden. Vorläufig bot man ihm lediglich eine Vorauszahlung. In normalen Zeiten wäre er nicht darauf eingegangen, aber uns blieb keine andere Wahl, und wir hofften, daß keiner der Herren unsere Notlage ausnützen würde.

Ich dachte mit Wehmut an den Abschied. Quito hatte mir gefallen. Die Einheimischen waren freundlich und entgegenkommend gewesen. Jetzt kamen sie in Scharen, um sich von uns zu verabschieden. Die Frauen bedauerten mich, daß ich mit einem kleinen Kind in diese entlegene Provinz ging. Immer wieder bekam ich zu hören: »Ausgerechnet nach Riobamba!«

Der Weihnachtstag verging mit Packen. Maria war zum Abschied gekommen. Weinend saß sie in der leeren Küche. Jetzt mußte sie ihre Hoffnung endgültig begraben, bei uns doch noch Arbeit zu finden.

Am Abend war alles zur Abreise bereit. Unser Kater kam in einem kleinen Körbchen mit. Hier mußte er es acht Stunden aushalten. Daß Tasso nicht mitfahren konnte, fiel mir furchtbar schwer. Ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, als ich Martin gebar, soll er, wie Wolf sagte, Opfer eines Unfalls geworden sein. Auch wenn ich Wolf noch so sehr bedrängte, schwieg er über die Hintergründe. Es sei besser, wenn ich es nicht erführe, sagte er, und ich nehme an, daß er die tiefe Felswand hinuntergestürzt ist.